

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 47.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. December 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

XI. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von meergrünem Taffet, zu beiden Seiten des Hockes a bandes garnirt durch Bandrüschen à la vieille. Leibchen mit Schnecke, vorn herunter mit Bandrüschen besetzt.

Merkel mit zwei Puffen, in einem breiten Polant endigend, welcher gleichfalls mit einer Rüsche à la vieille garnirt ist.

Ärmen und Unterärmel von gesticktem Mouffeline, Häubchen von Züll, mit Spitzen garnirt; die langen flatternden lila Bänder desselben sind mit schmalen Blondenrüschen besetzt.

Figur 2. Robe von braunem Moiré antique. Mantille aus grünem und schwarzem Sammet, deren Capuchon mit Ghantilly-Spitzen besetzt und mit Quasten von grüner Seide geschmückt ist.

Ein sehr breiter Spitzenvolant vervollständigt diese elegante Umhüllung.

Kut von weiß und rosa Taffet, zum Theil mit weißen Blonden bedeckt. An den Seiten weiß und rosa Federn. Breite Bindebänder in den beiden genannten Farben.

Figur 3. Robe von perlgrauem Taffet mit abgewasener Verzierung in himmelblauer Farbe. Ein sehr breiter blauer Taffetstreifen, mit Spitzen eingefaßt, bildet die Garnirung des Hockes zu beiden Seiten. Leibchen mit Schnecke, vorn durch eine Reihe Knöpfe geschlossen. Verthe von himmelblauem Taffet mit schwarzer Spitze besetzt. Sehr weite durch einen breiten Revers geschlossene Ärmel. Mouffelinetragen mit gesticktem Zwischenjak. Einfache Haarfrisur mit zurückgeschlagenem Scheitel und einem Bandeau von blauem Sammet.

Schwester Angelika.

I.

Einer der tiefsten, unsäglichsten Schmerzen, welche dem Sterblichen zu dulden auferlegt werden, ist der Schmerz eines Vaters, welcher sein Kind dem Grabe zuwenden sieht, doch nagernd noch ist der Kummer, die Verzweiflung, wenn der Arzt in seinen Armen sein Kind sterben sehen muß. — Da gefeßt sich zu dem Leiden des Vaterherzens noch der Zweifel an der Macht der Wissenschaft.

In diesem beklagenswerthen Fall befand sich Doctor Neubaus zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt. Er besaß unsern der Residenz W. eine reizende Villa, welche er jedoch nur selten mit seiner Familie im Verein bewohnen konnte, da sein ärztlicher Beruf ihn an die Hauptstadt fesselte.

Die bedeutendsten Krankenhäuser der Residenz standen unter seiner Obhut, einem Verein jüngerer Aerzte stand er als Lehrer vor, und seine Praxis war so ausgebreitet, daß er in der Regel 15 Stunden des Tages seinem Berufe widmen mußte.

Dr. Neubaus, obgleich schon 50 Jahr alt, sah dennoch aus, wie ein Vierziger, und seine Züge zeigten jene Milde, Klugheit und Feinfühligkeit, welche den Arzt in doppelter Weise zum Tröster der Leidenden macht.

Die Familie des Doctors bestand aus seiner Frau, seinem Sohne und seiner Nichte.

Der Sohn zählte 25, die Nichte 16 Jahre; er hatte schönes braunes, sie schönes blondes Haar, er hieß Leo und sie Leontine. Grund genug für den Doctor und seine Frau, zu behaupten, die Kinder seien augenscheinlich vom Himmel für einander bestimmt.

Eines Abends war der junge Mann später als gewöhnlich nach Hause gekommen, und sein Vater warf mit einigen sanftern Worten ihm seine Unpünktlichkeit vor. Leo stammelte eine kurze Entschuldigung, und die Cousine wollte die Vertheidigung des Gescholtten übernehmen, als der Doctor die veränderten Züge seines Sohnes bemerkte.

„Hast Du Hunger, Leo?“ fragte er, den Jüngling forschend betrachtend.

„Nein, Vater!“ erwiderte Leo mit gepreßter Stimme.

„Hast Du denn gegessen, mein Kind?“ fragte die besorgte Mutter.

„Nein, Mutter.“

„Ei, so mußt Du essen, das wird Dir gut thun,“ lautete der wahrhaft mütterliche Rath.

„Es ist nicht Hunger,“ bemerkte der besorgte Vater, welcher unausgesetzt den Sohn beobachtete.

„Gott, so ist er krank,“ riefen die Mutter und Leontine, erschrocken aufspringend und dem Leidenden zuwendend.

„Noch ist er nicht krank,“ erwiderte der Doctor, „aber er steht auf dem Punkt, es zu werden. Laßt uns allein. — Geh, Kathinka, und auch Du, Tintchen.“

Beide Frauen zogen sich zurück.

„Setze Dich, Leo,“ sprach der Vater, des Sohnes Hand fassend, um den Puls zu fühlen, „setze Dich, und laß uns ein vertrauliches Wort reden. Seit Monaten schon bist Du traurig, mein Kind, oft sogar finster. Ich weiß nicht, was Dich beunruhigt, und wollte Dich auch nicht fragen, aus Scheu, mich in Dein Vertrauen zu drängen. Doch hoffe ich, wenn Ehre oder Leben auf dem Spiel ständen, würdest Du Deinen Vater, Deinen ältesten Freund, zu Rath gezogen haben.“

Leo wollte antworten, doch der Vater fuhr fort:

„Unterbrich mich nicht, mein Sohn, sondern höre mir zu. Du bist 25 Jahr alt, das einsame Leben ermüdet und langweilt Dich. Deine Befähigung zur Malerkunst



Pariser Moden.

Das Schnittmuster der Taille der Figur rechts befindet sich auf dem Zusatzenent zu Nr. 46 des Bazar.

hat sich unzureichend erwiesen. Das Dasein scheint Dir zwecklos. Ich studire den Zustand Deiner Seele seit einem Jahre. Du bist krank — doch ich habe ein Mittel gefunden, Dich zu heilen. Du mußt heirathen."

Der junge Mann warf den Kopf zurück, wie um den ferneren Vorschlägen des Vaters Gehör zu geben.

"Ich gebe Dir Leontine zur Frau!"

"Leontine!" rief der Jüngling, seinen Vater erstaunt betrachtend, als verstände er dessen Worte nicht.

"Natürlich Leontine," erwiderte der Vater. "Ich begreife nicht, was dabei Dich so überrascht. Hast Du etwas gegen Deine Cousine einzuwenden?"

"Nichts, Vater!"

"Ist sie nicht schön?"

"Sehr schön!"

"Ist sie nicht eben so gut?"

"Sie ist die Güte selbst."

"Ist sie nicht gebildet, geistreich und wohlgezogen?"

"Ihr Geist, ihre Bildung, ihre Erziehung lassen nichts zu wünschen übrig."

"Und bist Du nicht mit ihr aufgewachsen, und kennst alle ihre Vorzüge; so begreife ich nicht —"

"Ja, ich kenne sie seit meiner Kindheit, und muß gestehen, daß wenige Mädchen ihr gleich kommen."

"Nun also — woher Deine sonderbare Bestürzung bei meinem Vorschlage?"

"Ich liebe sie nicht, Vater!"

"Was, Du liebst sie nicht?" rief fast zornig der Vater. "Bist Du närrisch geworden, oder haben sich die phantastischen Theorien der Neuzeit in Deinem Kopfe eingenistet. Vernimm Du dergleichen im Atelier Deines Meisters? Willst oder kannst Du mir sagen, warum Du das, wie Du selbst sagst, schönste, beste, vorzüglichste Mädchen nicht liebst?"

"Ich liebe sie, Vater, o gewiß, ich würde mein Leben geben, um das ihre zu retten; ich liebe sie wie meine Schwester, doch nicht anders."

"O Leo, Leo," sprach Dr. Neuhaus mit traurigem Kopfschütteln; "als ich Deine Mutter wählte, ließ ich nicht mich von der Leidenschaft leiten. Leidenschaft sind zerstörende Flammen, die den häuslichen Herd und das häusliche Glück in Asche legen. Ich fragte meinen Vater, meine Mutter, meine Freunde und Nachbarn, ich sah, daß die mir bestimmte Braut eine gute Tochter, eine liebevolle Schwester, eine treue, aufrichtige Freundin war; weiter bedurfte ich nichts zur Bestimmung meiner Wahl, und ich heirathete das Mädchen. Jetzt lebe ich 30 Jahre mit Deiner Mutter zusammen und habe den Schritt nie bereut. Wäre es nöthig, würde ich heute es wieder so machen. Mir ist es vollkommen unbegreiflich, wie man bei der Wahl einer Gefährtin für das ganze Leben sich durch die Leidenschaft führen lassen. Ich erzog Dich, wie nach meiner Meinung jeder rechtschaffene Mann seinen Sohn erziehen muß, ohne Deinen Neigungen Zwang anzuthun. Ich bin Arzt. In der Medicin wäre Dir eine glänzende Carriere gewiß gewesen, der Ruf, der sich an meinen Namen knüpft, wäre auf Dich übergegangen; kurz, mir wäre es eine große Freude gewesen, Dich als Arzt zu sehen. Du wolltest Maler werden — auch gut — ich hinderte Dich nicht. — Du kannst mich also nicht des väterlichen Egoismus zeihen."

Der junge Mann wollte etwas einwenden, doch der Vater fuhr fort:

"Laß mich zu Ende reden. — Ich sehe jetzt Dich traurig, leidend, in fieberhafter Aufregung, und suche nach einem Mittel, Dich zu heilen. Ich schlage Dir vor Deine Cousine zu heirathen, und Du wirst zusammen, als gälte es eine Conventual- oder Gelb-Heirath. Ich will Dir weder eine häßliche noch eine reiche Frau aufbringen; ich gebe Dir unsere Leontine, die Freude meiner Vergangenheit, meiner Gegenwart, meiner Zukunft, den Schutzengel unseres Hauses, unserer Familie. Entweder, mein Sohn, verläßt Du mich nicht, oder Du mußt einen wichtigen Grund haben, mich nicht verstehen zu wollen."

"Vater," rief Leo, verwirrt den Blick senkend; "wenn ich Dir sagen könnte . . ."

"Ich will Dir Dein Geheimniß nicht rauben, mein Sohn," rief der Doctor, die Hände ausstreckend, als wolle er dem Jüngling eine ihm schwere Mittheilung ersparen. "Ich glaube übrigens," fuhr er, ihn scharf fixirend, fort, "es zu errathen, jedenfalls weiß ich, daß die Ehre Deines Vaters nicht in Gefahr ist."

"Vater, ich schwöre Dir," sprach der junge Mann mit gefalteten Händen, "daß nichts . . ."

"Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn der Doctor, seines Sohnes rechte Hand ergreifend, "doch, wenn ich auch gänzlich über Dein moralisches Wohl beruhigt bin, so bekümmert mich Dein körperlicher Zustand um so mehr; Du hast das Fieber und mußt Dich augenblicklich zu Bett legen."

"Vater, Vater!" rief Leo mit Augen, in denen Thränen der Angst schimmerten.

"Was hast Du?" fragte Dr. Neuhaus, den Leidenden mit seinem Arm umfassend. "Warum weinst Du, mein Sohn?"

Der Jüngling warf sich schluchzend wie ein Kind in die Arme des Vaters, ohne Rückhalt und unaufhaltsam weinend. Der Doctor nahm sein Haupt zwischen beide Hände, blickte ihn liebevoll an und sagte:

"Mag Dein Schmerz ein physischer oder moralischer sein, mein Sohn; theile mir Dein Geheimniß mit."

"Vater," schrie Leo schluchzend auf — "die ich liebe, ist dem Tode nahe."

"Bin ich nicht da, mein Sohn, ich, der doch vielleicht helfen kann?" sagte der Doctor mit inniger Umarmung, und dann, sich hastig nach dem Zimmer wendend, wohin seine Frau und Nichte sich zurückgezogen, rief er mit lauter Stimme:

"Kathinka! Leontine! Johann! Friederike!" — Er rief das ganze Haus, die ganze Familie zusammen, als könne er der Hilfe nicht genug haben zum Trost seines Sohnes.

Er hatte Leo nicht gefragt: "Wer ist sie, die Du liebst; von welcher tödlichen Krankheit ist sie befallen; welches ist ihr Rang, ihr Name, und tausend andere Dinge, nach denen zu fragen ihm zustand. Er hatte nichts zu wissen begehrt. Die, welche sein Sohn liebte, war dem Tode nahe — er dachte nichts Andres mehr, und rief alle Hausgenossen zu seinem Beistand auf. Johann mußte anspannen, Friederike den Mantel holen, Leontine den Stock, und seine Frau den Hut.

Dann umarmte er eilig Gattin und Tochter, und stürmte, ohne sich über den Grund dieses hastigen Ausbruchs zu erklären, mit seinem Sohne zum Hause hinaus in den Wagen.

Nach einstündiger Fahrt hielt der Wagen vor einem schönen Hause; der Portier stand an der Schwelle mit verstörtem, trübseligem Gesicht, und empfing den Jüngling fast in seinen Armen, welcher mit der athemlosen Frage aus dem Wagen flog: "Wie geht es ihr?"

"Ach, lieber Herr," gab die Frau des Portiers mit trauriger Stimme zur Antwort, "beissen Sie sich — mit dem Fräulein geht's viel schlechter!"

"Susanne, Susanne!" rief der Jüngling, ins Haus tretend, und ohne an seinen ihm folgenden Vater zu denken, die Treppen hinaufstürzend zum Krankenzimmer und in die Arme der Leidenden sinkend.

Mit der Eile eines geängstigten Vaters war Doctor Neuhaus seinem Sohne gefolgt, und langte wenig Minuten nach ihm an der Thür des Zimmers an, wo er eine Weile in Betrachtung des eigenthümlich schönen, rührenden Schauspiel stehen blieb.

Der Thür gegenüber, in dem von einer Mablasterlampe erhellen Gemach, in einem Bett, dessen makellose Weiße an die eines Leichtenüchtes erinnerte, lag hinter lustigen Tüllvorhängen ein weibliches Wesen, dessen fast leblose Züge dennoch von wunderbarer Schönheit strahlten.

Sie mochte kaum 19 Jahre zählen, und obgleich der Todesengel bereits die blassesten Blumen seines Kranzes auf ihre Stirn gestreut, obgleich ihre Lippen marmorweiß, ihre Wangen hohl durch lange Krankheit, so schwebte ein Etwas um dieses Gesicht, das den Beschauer zur Bewunderung hinriß.

Der Seraphin, welcher bald sie unter seine Flügel nehmen und der Erde entführen wird, konnte nicht von goldeneren Locken umwallt sein; die himmlischen Sphären, wohin er sie zu führen kam, leuchteten in keinem sanfteren Azur, als der ihrer Augen! Sie war schön, wie die kleinsten Kinder es sind, denen der Tod eine engelhafte Schönheit verleiht, gleichsam als Widerschein der Morgenröthe des künftigen Lebens, das er ihnen als Entschädigung für die vielen geraubten Erdentage bieten will.

Gebendet von der strahlenden Schönheit der Kranken war der Doctor stehen geblieben; doch jetzt, durch das Schluchzen seines Sohnes nähergezogen, trat er zum Bett, betrachtete aufmerksam das junge Mädchen, ergriff ihre Hand und zählte mechanisch die Pulsschläge.

Es hatte nur eines Blickes bedurft: Der Tod lag auf ihrer Stirn, ihren Lippen, in ihren Augen; er schwebte schon über ihr und schien nur die Ankunft des Jünglings erwartet zu haben, die Leidende sanft dem Leben zu entriicken.

"Vater," rief der Jüngling mit thränenreicher Stimme, "das ist sie, das ist Susanne, meine Braut seit drei Jahren! Hörst Du, Vater, meine Braut! O, rette sie!"

Dr. Neuhaus blickte traurig zu Boden.

"Vater, theurer Vater, rette sie!" flehte Leo's schluchzende Stimme; er sprang vom Boden auf, wo er gekniet, warf sich an des Vaters Hals, richtete dessen Gesicht empor, um in seinen Augen den Ausspruch: Leben oder Tod — zu lesen.

"Höre Vater," fuhr er mit der Entschlossenheit der Verzweiflung fort; "rette sie oder tödte mich! Nimm mir das Leben, das Du mir gabst, was soll es mir ohne sie?"

Der Vater schüttelte betrübt das Haupt, ohne, wie es schien, den grauenamen Egoismus des Lebenden zu bemerken, welcher Alles dem geliebten Weibe opfern wollte.

"Susanne! Susanne!" rief Leo plötzlich, abermals auf die Kranke zuwendend, mit herzerweichender Stimme.

Das Mädchen schien beim Ruf ihres Namens sich zu beleben; sie wandte das Haupt und öffnete die schönen blauen Augen.

"Leo!" sagte sie, den Geliebten zärtlich ansehend und ihm die kleine, abgemagerte Hand reichend.

"Leo!" wiederholte sie mit so sanfter Stimme, als hauchte der Frühlingswind über die Saiten einer Harfe.

Sei es nun, daß die Stimme der Kranken einen natürlichen Zauber besaß, oder daß die letzten Worte der Sterbenden so mächtige Sympathien in seinem Vaterherzen erregten — der Arzt, der schon so viele Leidende, so viele Sterbende gesehen, zitterte jetzt, wie er bei ihrem ersten Anblick gezipert.

"Leo!" sprach sie nochmals mit ihrer sanften Stimme — "Deine Hand! Ich habe auf Dich gewartet, um zu sterben!"

"Susanne! Susanne!" tönte die bebende Stimme des jungen Mannes.

"Das ist Dein Vater!" fuhr die Kranke fort so leise, daß es kaum vernommen werden konnte, und den Arzt mit ihren engelhaften Augen betrachtend, reichte sie ihm die andre Hand.

Dieser führte die Hand der Sterbenden an seine Lippen und warme, männliche Thränen tropften darauf.

"So habe ich zu sterben gewünscht, Leo," fuhr Susanne fort, "geliebt vom Sohne und gesegnet vom Vater."

Der Doctor konnte seine Bewegung nicht mehr bemerken. "Meine geliebte Tochter!" rief er mit dem Tone schmerzlicher Zärtlichkeit.

"Susanne" schluchzte Leo, "wenn Du stirbst, sterbe ich auch!"

Doch Susanne hörte ihn nicht.

Ihre Augen schlossen sich wie zwei Veilchen bei des ersten Mondstrahls Berührung, und ihr letztes Liebeswort zog flüsternd über ihre Lippen, wie der Abendwind über das Lilienfeld.

Man sah mehr, als man hörte, die Worte ihren Lippen entschweben: Ich liebe Dich.

Das waren ihre letzten Worte. — Sie hatte geendet! Es half nichts, daß Leo in rasendem Schmerz sich über den jungfräulichen Leichnam neigte, die schöne Hülle fest umschlang, als solle der Tod auch ihn mit hinwegnehmen. Ihre Seele war entflohen, und die Schaar der himmlischen Seraphinen zählte eine Schwester mehr.

Leo konnte den raschen Uebergang vom Leben zum Tode nicht fassen. Er glaubte, sie sei in Ohnmacht gesunken, wie schon häufig; er näherte seine Wange der ihrigen und sprach zu ihr in lebendem Tone:

"Susanne, ich liebe Dich — höre mich — Susanne — ich liebe Dich. — O sieh mich an!" — Endlich, die Regungslosigkeit der Züge bemerkend, wandte er sich zu seinem Vater, und fragte, ihn verstört anblickend:

"Warum antwortet sie nicht?"

"Leo, mein armes Kind, fasse Muth," antwortete der Arzt, die Arme dem Verraubten öffnend.

Der junge Mann verstand nicht, daß sein Vater in sei-

nen Armen ihm eine Stütze anbot, seinen Schmerz auszuweinen, sondern fragte mit anstößigen Mienen:

"Sie ist nicht todt, Vater — Du wirst sie retten, nicht wahr? Sie kann nicht todt sein, ich lebe ja noch — was hat sie nur, sie antwortet ja nicht?"

"Leo," erwiderte der Doctor, seine Thränen niederlassend, "fasse Muth! Was auch kommen möge, sei Mann! Die Wege Gottes sind unerforschlich!"

Der unglückliche Jüngling begriff kein Wort. Convulsivisch fasste er den Kopf des jungen Mädchens, drückte ihn an seine Brust, und küßte, von heftigem Fieber geschüttelt, die Marmorstirn und den bleichen Mund Susannens.

Ein kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, und Dr. Neuhaus, besüchtern, die Aufregung könne dem Sohn tödlich werden, sah sich genöthigt, ihn mit Gewalt von der Leiche zu trennen.

Unter den heißen Küßen, welche Leo dem Gesicht der Sterbenden scheidend ausdrückte, öffneten sich plötzlich ihre Augenlider, und die blauen Augen wurden wieder sichtbar.

"Sie lebt, Vater! Sie sieht mich an!" rief der beklagenswerthe Lebende.

Doch schauernd wandte er zurück und fiel in seines Vaters Arme, da er den starren, glanzlosen, gebrochenen Blick der Geliebten gewahrte.

"Hinweg mit ihm!" sprach Dr. Neuhaus zu der Krankwärterin und der Frau des Portiers, die hinzugesetzt waren.

Mit Hilfe der beiden Frauen brachte der Doctor seinen Sohn in den Wagen und fuhr eilends mit ihm nach seiner in der Residenz gelegenen Wohnung.

2.

Einen Monat nach dem erzählten traurigen Vorfall sah Dr. Neuhaus am Bett seines Sohnes, umgeben von seiner Frau und Nichte, und studirte mit unsäglicher Angst die Erscheinungen der neuen Krise, in welche seit dem Morgen Leo's Krankheit getreten war.

An dem Todestage Susannens war der junge Mann von einem hitzigen Nervenfieber befallen worden, und endlich, nach mannigfachen Wechselfällen der Krankheit, schien seit vierundzwanzig Stunden der Zustand des Lebenden sich merklich zu bessern. Der Pulsschlag war regelmäßiger und ruhiger, das Gesicht weniger geröthet, die Haut weniger heiß und trocken, der Athem weniger kurz, der Ton der Stimme milder belegt, der Durst minder brennend; kurz, Alles schien anzudeuten, daß die Genesung nahe sei, und dennoch, trotz dieser Symptome der Besserung, ließ aus einzelnen Anzeichen sich wahrnehmen, daß das Delirium nicht gewichen.

Es hatte nur den Charakter verändert, und die Raserei einer stillen Melancholie Platz gemacht.

Am Morgen des Tages, da dieses Capitel beginnt, ward Dr. Neuhaus, welcher sich einen Augenblick im Nebenimmer zur Ruhe gelegt, aufgeschreckt durch einen gellenden Schrei seines Sohnes. Er stürzte ins Krankenzimmer, doch wer beschrieb seinen Schmerz, als er Leo mit weit offenem Munde, stieren, glanzlosen Augen, mit dem Ausdruck eines Blödsinnigen auf seinem Bett sitzen sah.

Der Doctor trat dem Unglücklichen näher. Die Augen waren roth, wie bei Beginn des Fiebers, die Haut war heiß und trocken, und der Pulsschlag wieder fieberhaft beschleunigt. Hände, Vorderarme und Gesichtsmuskeln des Kranken zuckten unaufhörlich, wie unter galvanischer Berührung, und der beklagenswerthe Vater wußte, daß dieser Zustand, sobald die stets durch einige Minuten getrennten convulsivischen Zustände näher zusammenrückten, nur den Tod oder ein langwieriges Siechtum erwarten lasse.

Die geängsteten Frauen flegten mit stummen verzweiflungsvollen Blicken Rettung von dem Vater, dem Arzt, aber die Wissenschaft schien keine Abhilfe zu kennen, so sehr auch der Arzt in seinen reichen Erfahrungen und in den Werken anderer Aerzte nach Hilfe suchte.

Dr. Neuhaus hatte, wie gesagt, doppelte Qual zu leiden. Den menschlichen Schmerz des Vaters, und den Schmerz des Arztes, der an seiner Kunst verzweifelt.

Er rief noch drei seiner berühmtesten Collegen zu Hülfe, doch die Berathung hatte kein anderes Resultat, als daß, statt eines einzigen, nun vier im Finstern tappten.

Endlich, nach acht kummervollen Tagen und Nächten, bemerkte Dr. Neuhaus, wie er vermuthet, eine Milderung der Krankheit, die Convulsionen blieben aus, das Fieber schwand — der Körper war gerettet! Doch der Verstand? — Das war eine andere Frage, welche nach allen Anzeichen nicht tröstend beantwortet werden konnte.

So entschloß sich denn der Doctor zu einem Mittel, seinem Sohne die Geistesklarheit zurückzugeben, daß er als Arzt vielleicht verwarf, als Vater jedoch ohne Zögern ergriff.

Ein Zufall, den wir lieber Schickung nennen möchten, gab dazu die Veranlassung.

Ungefähr vierzehn Tage nach Susannens Tode war der Doctor ins Krankenhaus gerufen worden, daß der Obhut der barmherzigen Schwestern anvertraut, schon seit langen Jahren Schuplatz seines ärztlichen Wirkens gewesen. Am Lager des Kranken, dem Dr. Neuhaus seinen Rath zu ertheilen berufen war, stand eine Schwester. — Was war es, das den Schritt des Arztes unwillkürlich hemmte bei ihrem Anblick, was ihn einen Augenblick fast erstarren ließ vor Schrecken! — Diese schönen, bleichen Züge hatte er schon gesehen — er hatte sie gesehen im Todestampfe, diese zarte Gestalt, die jetzt im dunklen Klostergewand ihm entgegentrat, hatte er gesehen im weißen Sterbekleide! — Er mußte all seine Mannheit zusammen nehmen, um des Schauers Herr zu werden, der ihm beim Anblick der barmherzigen Schwester, bei deren sanfter Begrüßung ergriff, denn die Aehnlichkeit mit der kürzlich gestorbenen Braut seines Sohnes war so groß, daß die barmherzige Schwester deren Doppelgängerin zu sein schien.

Es gelang ihm jedoch, der Schwester Bericht über den Zustand des Kranken mit Fassung und Aufmerksamkeit anzuhören, ja sogar, nachdem er sich selbst von dem Befinden des Leidenden überzeugt, einige Verhaltungsregeln zu geben. Im Laufe des Gesprächs verlor sich der erste, erschreckende Eindruck, ja, der Doctor erinnerte sich nach und nach, dasselbe Gesicht im Krankenhause schon früher einmal gesehen zu haben, und erst jetzt ward ihm klar, warum Susannens Gesicht ihm bekannt erschienen. Eine Frage wäre vielleicht natürlich gewesen; doch Dr. Neuhaus, gleich vielen Geschäftz-

männern und Dcnkern, nur gewohnt, das Nöthige zu reden, unterließ sie.

„Eine Aehnlichkeit, eine wunderbare Aehnlichkeit,“ dachte der Doctor im Fortgehen, und eilte zurück an das Bett seines Sohnes.

Da saß denn der betrübte Vater manche Stunde des Tages, wachte manche Stunde der Nacht, und wieder und immer wieder trat die Gestalt der barmherzigen Schwester vor seine Seele; und als die verbängnißvolle Krise eintrat, die seinen Sohn mit Verlust des Verstandes bedrohte, als seine Wissenschaft und die seiner Collegen ohnmächtig vor dem Räthsel der entsetzlichen Krankheit stand, da reisten die dunkeln Empfindungen seines Herzens plötzlich zum Entschluß. „Gehunden!“ rief er fast jubelnd, schellte dem Diener und befahl vorzufahren.

„Zum Krankenhause der barmherzigen Schwestern!“ lautete seine Bestimmung.

Nachdem er seinen Patienten im Schwesternhause seinen Besuch gemacht, ging er ins Sprechzimmer und verlangte die Priorin zu sprechen.

Sie erschien alsbald.

Dr. Neuhaus genoss allgemeiner Achtung, ja Verehrung im Krankenhause; da war keine Schwester, kein Kranker, kein Beamter, kein Diener, der ihm nicht als Mensch oder als Arzt Dank schuldete. Jeder wäre für den guten Doctor durchs Feuer gegangen, und noch nie war diese allgemeine Liebe ihm so unverfennbar klar geworden, als durch die innige Theilnahme an der Krankheit seines Sohnes.

Die Priorin war nicht weniger dankbar als die übrigen Bewohner des Krankenhauses; — ihrer Dankbarkeit gefellen sich noch aufrichtige Freundschaft und Bewunderung zu, und so trat sie denn dem Doctor mit den herzlichsten Worten entgegen: „Sollte ich so glücklich sein, Ihnen einen Dienst leisten zu können?“

„Ja, Mutter, wenn Sie dazu Gelegenheit suchen, so ist sie gefunden.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte die Priorin.

„Sie sollen es gleich erfahren — doch zuerst muß ich eine Frage thun, von der das Heil meines Sohnes abhängt.“

„Was wünschen Sie zu wissen?“ fragte bewegt die Vorsteherin.

„Wie heißt die Schwester im Krankenzimmer Nr. 9?“

„Schwester Angelika.“

„Nun denn, wenn Sie wollen, verehrte Mutter,“ rief Dr. Neuhaus, „so kann Schwester Angelika meinen Sohn retten.“

„Ich verstehe Sie nicht, Doctor; warum gerade Schwester Angelika?“

„Das ist es eben, was ich jetzt nicht erklären kann, verehrte Frau. Doch glaube ich fest an die Unfehlbarkeit dieses Heilmittels, vorausgesetzt, daß Niemand mein Geheimniß erfahren und vielleicht meine Pläne durchkreuzen dürfte.“

„Ich verzichte auf das Geheimniß, und bitte nur mir zu sagen, wozu ich meine Einwilligung geben soll.“

„Daß Schwester Angelika einen Monat lang in mein Haus komme und meinen Sohn dort so pflege, wie sie es hier thun würde.“

„Das ist unmöglich. — Die Gesetze unsers Ordens verbieten streng eine Entfremdung der Schwestern.“

„Ich weiß es,“ sprach der Arzt — „aber ich weiß auch, daß mein Sohn (verzeihen Sie, daß ich sage: mein Sohn), daß ein Christ, ein Mensch sterben wird, wenn Sie zu seinem Heil die Strenge des Gesetzes nicht mildern.“

„O, mein Bruder,“ sprach die Priorin mit von Traurigkeit verschleierter Stimme. „Mehr als Eine von uns hat es ertragen müssen, wenn der letzte Ruf des sterbenden Vaters, der sterbenden Mutter oder Schwester zu uns drang, die sich sehnten, das letzte Lebewohl uns zu sagen — und wir sind nicht gegangen.“

„Mutter,“ begann Dr. Neuhaus fast stehend, „ich weiß, daß meine Bitte egoistisch erscheinen mag; aber Gott ist mein Zeuge, ich würde das, was ich für meinen Sohn begehre, für jeden Andern begehren. Der Arzt bittet noch mehr als der Vater, so beantworten Sie dem Arzte die Frage:“

Kann der Erzbischof nicht Schwester Angelika dazu autorisiren, zur Rettung eines Sterbenden das Ordenshaus zu verlassen?“

„Das kann der Erzbischof nicht!“

„So muß mein Kind sterben!“ rief der arme Vater, indem zwei große Thränen über seine Wangen rollten.

„Warum wollen Sie Ihren Sohn nicht hierher zur Schwester Angelika bringen lassen. Wenn sie ihn rettet, ist es ja gleichgültig, wo.“

„Das ist nicht gleichgültig. Mein Sohn bedarf gänzlicher Abgeschlossenheit und Stille, kein Geräusch darf ihn berühren, es könnte ihm tödtlich werden.“

„Ist dies der Grund, so weiß ich einen Ausweg, den Kranken auch hier in Abgeschlossenheit zu versorgen,“ antwortete die Priorin nach kurzem Bedenken. „Im Garten ist ein kleiner Pavillon, in welchem die Schwestern während des Sommers zuweilen Kühlung und Erholung suchen — und dieser Pavillon steht ganz zu Ihrer Verfügung. Ich werde die Schwester Angelika beauftragen, Ihrem Sohne alle nöthige Sorgfalt angedeihen zu lassen.“

„Wann darf ich ihn bringen?“ fragte der Doctor mit glückseligem Gesicht.

„Heut Abend noch; um 6 Uhr wird der Pavillon zur Aufnahme des Kranken bereit sein.“

„O, Mutter, Mutter,“ rief Dr. Neuhaus, von Dank erfüllt; „Gott mache Sie im Himmel so glücklich, als Sie mich auf Erden machen.“

Mit innigem Händedruck schied der Doctor von der würdigen Vorsteherin und trocknete eilig noch die letzten großen Thränen, welche diesmal nicht der Schmerz, sondern das Gefühl der Hoffnung und der Dankbarkeit hervorgezogen.

3.

Der Garten des Krankenhauses, welchem die barmherzigen Schwestern ihre Thätigkeit widmeten, machte ganz den Eindruck eines jungfräulichen Waldes, harmonisch in seiner malerischen Regellosigkeit.

Beim ersten Anblick schien der Park, oder vielmehr der kleine Wald, unburchoringlich; ein nicht zu entwirrendes Gemisch von Bäumen aller Arten zeigten sich dem Auge, Frucht-

bäume und Blütenbäume, so dicht aneinander gedrängt, so eng ineinander geschmiegt und verschlungen, daß die Früchte der einen mit den Blumen der andern zu spielen schienen.

Gigantisch Geißblattranken, breitblättrige Aristolochien, kuffende Waldrebe, brauner Hopfen und üppige Weinreben, die, hundertmal um den Hals der Bäume sich schlingend, endlich nichts mehr fanden, woran ihre Zweige sich halten konnten, fielen in reizender Verwirrung, schmochten hinab von den Hauptern der Bäume, duftendes, mit Blüten durchflochtenes Haar.

Im Ganzen machte der Park einen düstern Eindruck; doch die Früchte der Apfelbäume, bald brennend roth, bald gelb, erschienen wie lichte Punkte in dem dunklen Grün, und führten fast zu der Täuschung, als gebe die matte Beleuchtung dieses grünen Doms von den blendenden Früchten aus.

Der Pavillon, in welchem Leo seine Genesung erwarten sollte, lag in der Mitte dieser reizenden Waldesamkeit.

Vor der Thür desselben breitete ein herrlicher Rasenplatz sich aus, besät mit tausend bunten Blumen, und eine Fontaine ließ die glänzenden Tropfen ihres Wasserstrahls in ein marmornes Becken niederfallen, beschattet von Platanen, Birken und Tannen.

Der Pavillon selbst war eine Art gothischer Capelle, rings mit Cyheu und Jasmin umrankt.

Eine Bogenthür, mit kunstreichem Schnitzwerk verziert, führte ins Innere, und über dieser Thür war ein rundes Fenster mit werthvollen Glasmalereien in den mannigfachen, blendendsten Farben.

Ein Gefühl von Staunen, Bewunderung und Ehrfurcht ergriff den Eintretenden beim Anblick dieses Sanctuariums.

Es war ein Gemach von ungefähr 18 Fuß Länge, 14 Fuß Breite und 28 Fuß Höhe, erleuchtet durch ein ovales Fenster, welches gleichsam das Pendant zu dem gemalten Fenster über dem Eingange bildete. Ein Lambris von Eichenholz, mit Eisenbein ausgelegt, lief rings an den Wänden hin, von der gewölbten Decke hing an silbernen Ketten eine prächtige Malachitlampe herab, geschmückt mit Perlen, Edelsteinen und köstlicher Malerei. Der Fußboden war mit Marmor von verschiedenen Farben getäfelt, und eine kreisförmige Balustrade von weißem Marmor, mit Stäben von vergoldeter Bronze, schloß den inneren Raum von dem Eingange ab.

Das ganze Gemach war eben so prächtig als einfach.

Zu beiden Seiten des Fensters, auf Piedestalen von schwarzem Marmor, mit goldnem Laubwerk umrankt, standen zwei Statuetten von weißem Marmor, Christusum, und die heilige Jungfrau vorstellend, während zwischen diesen, gerade unter dem Fenster, ein Betpult seinen Platz gefunden, aus Eichenholz künstlich geschnitten, an welchem der Künstler das starre Material in ein Gewebe von Spigen zu verwandeln gewußt. Die Seiten des Betpultes stützten betende Engelsgefallen. Rechts vom Eingang war die Wand durch ein großes Gemälde „die Flucht nach Egypten“ eingenommen, an der Wand zur Linken dagegen zog ein wunderliches Bild der Jungfrau die Blicke an, ein Bild der Jungfrau Maria, welche die Blätter einer Lilie auf das Haupt des Jesuskinde abspült.

Ein entzückender Aufenthalt, diese Kapelle, für Denker, Philosophen, Dichter und Liebende, ein Aufenthalt, ganz geeignet, die Gefühle zu läutern und den erschöpften Organismus zu neuer Thätigkeit zu stärken.

Was diesem Asyl einen besondern Zauber verlieh, war das geheimnißvolle Halbunkel, das darin herrschte. Die Sonnenstrahlen, die durch das gemalte Glas nicht als goldner Regen, sondern als zarte Silberfäden in das Gemach drangen, gaben diesem bei hellem Tage das zauberhafte Clairobscur einer Mondnacht.

Dr. Neuhaus war mächtig ergriffen von dem Reiz dieses Ortes, und zweifelte nicht, daß dieser nicht wenig zur Genesung des Leidenden mitwirken werde und müsse.

Man hatte das Bett des jungen Mannes links von der Thür placirt und das Kopfkissen nach dem Eingange zu gelegt, damit das durchs Fenster dringende Licht, so matt es auch war, den Kranken nicht blende.

Als Dr. Neuhaus mit den zwei Krankenträgern, die seinen Sohn trugen, in den Pavillon trat, fand er Schwester Angelika vor dem Betpult knieend, ohne Zweifel um den Segen Gottes für ihr Vorhaben zu erstehen.

Beim Geräusch der nahenden Schritte schaute die Nonne auf und wandte ihr Gesicht den Eintretenden zu.

Eine eigenthümliche Bewegung ergriff den Doctor abermals, da er hier die Susanne, die er hatte sterben sehen, Zug für Zug lebend vor sich sah.

Dem obgleich eine breite Binde fast bis zu den Augenbrauen die Stirn verhüllte und das Haar gänzlich verbergte, so zeigte doch das reine Weiß der Haut, die seine Rötthe der Wangen, das sanfte Blau der Augen und die Zartheit des ganzen Gesichts, daß Schwester Angelika blond sei.

Der Arzt verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach mit bittem Blick und bewegter Stimme: „Schwester, hier bringe ich Ihnen meinen Sohn!“

Die Schwester ging dem Kranken bis zur Thür entgegen und sagte: „Gezogen sei der Kranke, den Gott mir schickt.“

Die Wärter ankleideten Leo und brachten ihn zu Bett, ohne daß der Arme etwas von dieser plötzlichen Ueberraschung gewahr wurde.

„Was soll ich ihm geben?“ fragte die Schwester.

„Nichts,“ war des Arztes Antwort.

„Wiel Nichts? — Wenn er nun zu trinken verlangt?“

„So geben Sie ihm Wasser.“

„Wenn er zu essen verlangt?“

„So geben Sie ihm was Sie wollen.“

„Sie geben also keine bestimmten Regeln zu seiner Behandlung an?“

„Keine!“

„Worauf rechnen Sie aber dann in Betreff seiner Heilung?“

„Auf Gottes Güte und auf Sie, meine Schwester!“

„Was kann ich thun zu seiner Rettung?“ fragte die Schwester, noch wenig befriedigt durch die räthselhaften Worte des Doctors.

„In einigen Tagen werde ich es Ihnen sagen; jetzt bitte ich nur, daß Sie sich in seiner Nähe halten; wenn er im Delirium seltsame Dinge reden sollte, so lassen Sie sich das nicht bekümmern. Sie kennen seinen Zustand; ich ersuche Sie sogar, einen Theil dieser Nacht bei ihm zu wachen; später

schicke ich einen Wärter, Sie abzulösen. Morgen, mit Tagesanbruch, bitte ich Sie, wieder den Platz an seinem Lager einzunehmen; setzen Sie sich so, daß beim Erwachen Leo gleich Ihren vollen Anblick habe. Ich bin immer zu erreichen, ich bleibe im Hospital, und sollte sich etwas Ungewöhnliches ereignen, so bitte ich, mich davon zu unterrichten.“

Nach diesen Erklärungen verließ Dr. Neuhaus das Gemach, die erstaunte Nonne ehrfurchtsvoll grüßend.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch erschien er abermals im Pavillon.

Die barmherzige Schwester saß am Bett in der vom Arzt angegebenen Stellung. — Leo schlief noch, und Neuhaus, der geduldigen Wächtrin seinen innigen Dank aussprechend, fragte, wie der Kranke die Nacht zugebracht.

Schwester Angelika wiederholte die vielen verworrenen, abgebrochenen Reden, welche der junge Mann in der Nacht gesprochen, unter denen die Worte am häufigsten wiederkehrten: „Ich liebe Dich, Susanne!“

Die Nonne sprach zitternd, mit bewegter Stimme diese Worte: „Ich liebe Dich, Susanne!“ und der Doctor, obgleich er die Bewegung nicht zu bemerken schien, bemerkte sie dennoch, ohne sie sich erklären zu können.

„Diese Worte werden Sie sehr häufig von ihm hören,“ sagte er, bemüht, eine Art von Erklärung zu geben. „Seine Braut, welche diesen Namen führte, hat der Arme sterben sehen und seit der Stunde den vollen Gebrauch seines Verstandes noch nicht recht wiedererlangt. Ist sonst nichts vorgefallen?“

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete die Schwester, „nur, daß er, als ich das erste Mal zu ihm sprach, sich halb aufrichtete und sprach: Es ist ihre Stimme, es ist Susanne!“

„Und dann...?“ fragte der Vater, seine Freude kaum zurückhaltend.

„Dann wandte er sich zu mir und starrte fest und lange nach mir hin.“

„Und dann?“ forschte mit fliegendem Athem der Doctor.

„Dann fiel er weinend in die Kissen zurück und sagte: Es ist nicht Susanne; sie ist todt, sie ist todt!“

„Er hat Sie wohl noch nicht gesehen, Schwester?“ fragte der Arzt in verzweiflungsvoller Aufregung, denn wenn Leo nicht wirklich dahin gebracht ward, die Nonne für Susanne zu halten, so war sein Wahnsinn unheilbar.

„Er konnte mich nicht sehen, weil ich das Licht hinter das Bett gestellt.“

Neuhaus athmete wieder auf.

Leo hatte von der Stimme sich ergriffen gefühlt, also war das Spiel schon halb gewonnen; sobald er auch das Gesicht für das Susannens hielt, war an seiner Genesung nicht zu zweifeln.

Der Kranke bewegte sich jetzt; sogleich zog der Doctor sich in die Fensternische zurück, die Nonne bittend, ihm die Augen zuzuwenden, und ihre Stellung regungslos beizubehalten.

Leo warf sich mehrmals unruhig hin und her, und schaute zerstreut nach allen Seiten um sich.

Plötzlich trafen seine irren Blicke auf das sanfte Antlitz der Nonne, die, von ihrem langen schwarzen Schleier umwallt, einer von Holbein gezeichneten, von Murillo gemalten Madonna glich.

Bei ihrem Anblick stieß der Jüngling einen Schrei aus, welcher die Herzen der beiden Ohrenzeugen in zitternde Erregung brachte. Gleichwohl war dies kein Schrei des Wahnsinns — es war ein Schrei des Herzens. In diesem Ton athmete eine Seele; es war der Freudenruf des erlösten Geistes, der aus dem Kerker des Wahnsinns zuerst wieder das Licht erblickt.

Dr. Neuhaus blieb, so zu sagen, an diesen Ruf gefesselt stehen — wie ein Beurtheiler, welcher noch nicht weiß, ob Tod oder Gnade über ihn verhängt werde.

Nach diesem Aufsehungsruf richtete Leo sich halb auf. Die Nonne wollte aufstehen, sein weiteres Aufrichten zu hindern, doch der Doctor bedeutete sie durch Mienen, in ihrer Stellung zu bleiben. Der Kranke stützte sich auf sein Kissen und sein Blick ruhte leidenschaftlich auf Schwester Angelika.

„Du bist’s,“ sagte er mit liebevoller, klagender Stimme, welche der Nonne durch die Seele drang. „Du bist’s, Susanne? Ach welchen furchtbaren Traum hatte ich diese Nacht? Ich träumte, Du seist todt, und ich lebte — verstehst Du? — und ich lebte? Mein Vater behandelte mich, ich weiß nicht auf welche Krankheit, Mutter und Leontine waren auch da.“

— Warum war ich denn aber krank? — Was, jetzt weiß ich — weil ich glaubte, Du seist gestorben. — Ich wollte auch hier — Weißt Du, was es heißt — wahnsinnig sein? — Jetzt aber bleibst Du bei mir — nicht wahr? Warum siehst Du mich nicht an, Susanne?“

Die Nonne, der Vorschrift eingedenk, fragte mit den Augen den Doctor, ob sie den Bitten des Jünglings nachgeben sollte, der wiederholt rief: „Susanne, Susanne!“

Der Doctor, den das Glück zu erlösen drohte, machte der Schwester ein Zeichen, daß sie reden dürfe.

Diese, tief ergriffen von dem Ernst des Augenblicks, wendete sich mit Blicken, die von innigem Mitgefühl feucht strahlten, dem Kranken zu, und dieser, das reine, sanfte Antlitz der Nonne sich gegenüber sehend, rief mit der Inbrunst der Liebe: „Wie schön bist Du!“

Die barmherzige Schwester erröthete, und sandte einen vorwurfsvollen, fast zürnenden Blick hinüber zu dem Vater, denn jetzt begann sie zu ahnen, auf welche Weise Herr v. Neuhaus seinen Sohn errettet zu sehen hoffte.

Die stehenden Blicke des Vaters, seine gefalteten Hände, welche um Mitleid und Vergebung zu bitten schienen, vermochten sie indeß, dem Jüngling sich wieder zuzuwenden. Ohne ihn stets anzusehen, erfüllten seine brennenden Augen, welche sie auf sich gerichtet fühlte, sie mit Eifer und Verwirrung.

Je länger Leo die Nonne betrachtete, um so mehr entzückte sich seine Stirn, und sein Blick gewann einen so heiligen, frommen Ausdruck, wie der Angelika’s. Er betrachtete sie nicht nur mit dem Auge der Leidenschaft, sondern wie der Gläubige die Gottheit, mit Andacht und Verehrung.

Schwester Angelika, den wohlthätigen Einfluß bemerkend, welchen ihre Gegenwart auf den Kranken hervorbrachte, wandte nach einer Weile ihre Blicke voll heiligen Ernstes und sanfter Güte ihm wieder zu. Es schien, als sei die Bedeutung ihrer Mission ihr plötzlich klar geworden, und mit grenzenloser Resignation und unerschütterlichem Geduld suchte sie von nun an die ihr zuertheilte Rolle durchzuführen. Ohne auf die

Nahrung des Arztes zu warten, rückte sie ihren Stuhl so nahe, daß Leo nur die Hand ausstrecken durfte, den Saum ihres Schleierns zu ergreifen.

„Willst Du mir wohl die Hand geben, Susanna?“ fragte der Kranke mit sanfter Stimme.

Die Nonne zitterte, erröthete, zögerte einen Moment; dann reichte sie ihm entschlossen die begehrte Hand.

Leo ergriff sie hastig, brückte sie aus allen Kräften, und noch ein Blick auf das Ebenbild seiner Susanna werfend, sagte er so leise, daß Schwester Angelika es kaum vernahm: „Ich liebe Dich, Susanna!“ Mit diesen Worten lehnte er sich zurück und sank in den tiefen, friedlichen Schlaf der Kinohheit.

Dr. Neuhaus, auf den Fußspitzen heranschleichend, konnte sich nicht satt sehen an den ruhigen Zügen seines schlummernenden Sohnes.

Als derselbe nach zweistündigem Schlaf wieder erwachte, begrüßte er mit einem glücklichen Lächeln die fromme Schwester, doch sein Blick verfinsterte sich, als er an Susannens Seite, die er allein zu sehen wünschte, noch eine fremde Gestalt sah, denn er erkannte Anfangs seinen Vater nicht.

Ungebuldig schlug er sich vor die Stirn, in seinem Gedächtniß nach diesen Zügen suchend, doch die Schwester, seinem Bemühen zu Hülfe kommend, sprach zu ihm, auf den Doctor deutend.

„Das ist Dein Vater.“
„Mein Vater!“ rief Leo freudig überrascht, und fuhr dann, mit den Wägen die Schwester Angelika bezeichnend, fort:

„Das ist Susanna, Vater!“
„Das ist Susanna,“ bekräftigte der Doctor.

Nicht jeder Tag verging indeß so ruhig und hoffnungsreich, wie dieser; häufig noch kehrten Verirrungen des Verstandes in bedenklich Weise wieder. Wohl hoffte der Vater, den Sohn völlig herzustellen, hätte Schwester Angelika mehr in seiner Nähe bleiben können, doch unglücklicherweise ward dieselbe durch ihre Ordenspflichten oftmals am Tage abgerufen, und ihre Abwesenheit war es, die auf den Kranken stets den schlimmsten Eindruck machte.

Einer Abhilfe nachsinnend, blickte der Doctor zufällig nach der Wand der Kapelle empor, wo jenes Bild der heiligen Jungfrau hing, welche die Blätter der Lilien über ihres Sohnes Haupt abspießt.

Erstaunt bemerkte er die sprechende Aehnlichkeit der Heiligen mit den Zügen Susannens und Angelika's und war fast geneigt, an ein Blendwerk zu glauben, hätte nicht Schwester Angelika ihm die Erklärung gegeben.

Ein Maler, den die Schwester drei Wochen lang gepflegt, hatte aus Dankbarkeit dem Krankenhause dieses Bild der Madonna hinterlassen, und zu demselben Schwester Angelika's Züge gewählt.

„Da zeigt sich uns ein Ausweg,“ rief der Arzt freudig. „Denken Sie, so viel wie möglich, Leo's Aufmerksamkeit auf dieses Bild, das ins Bereich seiner Augen gestellt werden muß;“ und nachdem er der barmherzigen Schwester noch seine Ansichten über diesen neuen Plan mitgetheilt, entfernte er sich mit leichtem Herzen, seinen anderweitigen Berufspflichten nachzugehen.

Nach vierzehn Tagen hatte Leo's Gesicht wieder seinen sonstigen Ausdruck, die Augen erlangten ihren lebendigen Glanz, die Wangen ihre natürliche Röthe; wieder, denn in der Jugend ersehen verlorene Körperkräfte sich schnell, nur die Gesundheit der Seele kehrt stets langsam zurück.

Dank jedoch der unermüdblichen Wachsamkeit der Schwester Angelika, welche Leo's abirrende Gedanken stets wieder auf den rechten Weg lenkte, Dank der Nacht, die sie über den Kranken ausübte, vermöge deren sie es so weit gebracht, daß er ihr gehorchte, wie ein Kind, und Dank der unerschöpflichen Heiterkeit, welche sie mitbrachte, womit sie ihn überhäufte, wie mit einem blühenden Quell; — Leo erlangte seinen Verstand wieder, blieb aber nervös und reizbar.

Sein in Angelika's Gegenwart stets belebter Geist sank in ihrer Abwesenheit zu tödtlicher Abspannung herab; das heitere Gespräch und der Anblick der frommen Schwester war für ihn ein unentbehrliches Bedürfniß geworden, trotz des Bildes, welches ihm die lebende Gesprächin ersetzen sollte. Dit auch verließ sie ihn so ruhig, wie einen stillen See, und fand ihn wieder, brausend und tobend, wie ein sturmbezwegtes Meer.

„Willst Du gleich lächeln!“ sagte Angelika zu ihm, wenn sie ihn in solcher Aufregung fand. — „Lächle, oder ich gehe wieder fort!“

Weiter sagte sie nichts, denn er lächelte, und hätte stets gelächelt um den Preis, sie stets an seiner Seite zu haben.

Unmerklich stellte sich zwischen Beiden ein herzlich vertrauliches Verhältniß her.

Der junge Mann war gelehrt, die Schwester war unterrichtet, und so tauschten sie ihre Kenntnisse gegeneinander aus. Leo erzählte der Schwester die Geschichte der Völker, der Künste, lehrte sie die Gestirne kennen, die Nonne lehrte ihn dafür die Geschichte der Heiligen, der Vögel, der Blumen.

Eines Tages, da sie frische Blumen aus dem Garten mitgebracht, um die Vase neu zu füllen, weil Leo die Blumen liebte, fiel eine Lilie aus ihrer Hand auf die Erde; rasch bückte sie sich danach, sie aufzunehmen; doch Leo bat sie so inständig, sie ihm zu geben, daß Angelika die Blume ihm hintrug.

Dieser streckte schon von weitem die Hand danach aus, doch die Nonne, ihn mit Mutterzärtlichkeit anblickend und ihren Finger auf seinen Mund drückend, sagte:

„Laß mich erst im Reich der Lilie nachsehen, ob Du auch nicht unartig gewesen bist in meiner Abwesenheit,“ und sie blickte mit großem Ernst in die Tiefe der Blume.

„Siehst Du — jetzt weiß ich's — Du bist unartig gewesen,“ rief sie mit wichtiger Miene.

„Die Blume ist unartig,“ antwortete Leo, „weil sie nicht die Wahrheit sagt — ich war artig!“

„Ist's auch wahr?“ fragte die Schwester mit etwas zweifelndem Kopfschütteln.

„So wahr, als Du schön bist und ich Dich liebe, Susanna,“ sprach der junge Mann.

Statt zu erröthen, wie sie früher erröthet bei ähnlichen Worten, ward Schwester Angelika so bleich, wie die Blume in ihrer Hand.

„Da nimm,“ sagte sie halb scherzend, Leo's Wange mit der Lilie sanft schlagend; „wenn Du mich belügst, verzeih Dir's Gott!“

Die Blätter der Blume lösten sich, wie Angelika dieselbe schüttelte, leise ab und fielen auf das Haupt des jugendlichen Kranken.

Instinctmäßig lenkte er seine Blicke nach dem Bilde der Jungfrau, und sprach dann, zur Schwester gewandt.

„Gebenediet bist Du unter den Weibern!“ und die Nonne erbeute bei der gotteslästerlichen Huldigung, wodurch er sie der Heiligsten gleichstellte.

Nach Verlauf eines Monats war Leo völlig hergestellt, nur begriff er noch nicht, wie Susanna, die er für todt gehalten, leben könne, und warum sie Nonnenkleider trage.

Dr. Neuhaus beantwortete diese Frage dahin, daß der Erzbischof, um Susannen auf einige Zeit den Zutritt im Krankenhause zu ermöglichen, ihr erstattet habe, ein Jahr hindurch das Ordenskleid zu tragen.

Leo glaubte seinem Vater aufs Wort und forschte nicht weiter.

Eines Morgens kamen Frau von Neuhaus und Leontine, welche täglich einige Stunden bei Leo zubrachten, in vollem Reifescostüm in den Pavillon.

Leo, welcher seit mehreren Wochen das Bett verlassen, ging ihnen, auf den Arm der Nonne gestützt, entgegen. Die Damen erzählten, daß der Fürst J., einer der ältesten Freunde des Doctors, in Neapel plötzlich gefährlich erkrankt, sehnlich nach des Freundes Beistand verlangte, und daß Mutter und Cousine den Doctor nach Neapel begleiten würden.

Neapel sehen! war stets einer der Lieblingsträume des jungen Mannes gewesen.

„Wie traurig, daß ich nicht mit Euch kommen kann!“ sprach er mit einem tiefen Seufzer des Bedauerns.

„Warum kannst Du nicht?“ fragte die Mutter.

„Ich bin zu schwach!“ war Leo's trübselige Antwort.

„Du bist kräftiger als Du glaubst,“ sagte Frau von Neuhaus, „Dein Vater hat es mir soeben erst berichtet.“

„Der Vater ist also damit einverstanden, daß ich reise?“ rief Leo freudig erregt.

„Allerdings! Aber mache Dich fertig. Du siehst, wir sind schon bereit, und kommen, Dich abzuholen.“

„Gut, so reisen wir!“ rief Leo mit einem Blick auf die Nonne.

Schwester Angelika neigte das Haupt und schwieg.

In diesem Augenblick trat der Doctor ein. „Wie siehst's? Seid Ihr fertig?“ fragte er mit erzwungener Heiterkeit.

„Nicht wahr, mein Junge, so bald hofftest Du nicht, Neapel zu sehen — meiner Frau, ich auch nicht. — Nun, freust Du Dich, das Land der Sonne zu schauen? Aber, die Reise hat Eile — ich könnte den Fürsten nicht mehr am Leben treffen.“

„Fort, fort, Vater!“ rief im Eifer des Entzückens der junge Mann. — „Mache Dich rasch fertig, Susanna! — Aber, Du scheinst mir traurig?“

Die Nonne wandte langsam das Gesicht ab.

„Sie hat wohl Ursache traurig zu sein,“ sprach der Doctor mit Mißbilligung, „da sie nicht mit uns reisen kann.“

„Wie?“ rief erblickend Leo — „Susanne reist nicht mit uns? Aber, Vater, was denkst Du denn, das ohne sie aus mir werden soll?“

Der Doctor sah wohl, daß die Katastrophe beschleunigt werden müsse, und unterbrach hastig Leo's Rede.

„Das heißt, sie kann heute noch nicht, sondern erst in einigen Tagen reisen. Wir treffen uns mit ihr in Neapel.“

„Wenn sie erst in einigen Tagen reisen kann,“ sprach Leo, „so waren wir.“

„Unmöglich, mein Sohn, Du weißt, der Fürst verlangt nach mir. Die Krankheit wartet nicht auf den Arzt; der Arzt muß ihr vorausreisen.“

„Warum reist Susanna nicht mit uns?“ fragte Leo.

„Hast Du denn vergessen,“ antwortete Dr. Neuhaus scheinbar etwas erzürnt, „daß Susanna nur unter der Bedingung in den Orden treten durfte, ein Jahr darin zu bleiben.“

„Ach ja, es ist wahr,“ sagte Leo nedergeschlagen. „Wann aber ist ihr Jahr zu Ende?“

„Du hörst es ja, in einigen Tagen!“ sprach der Vater. — „Fort jetzt, fort.“

„Ist's wahr, Susanna?“ fragte der arme Jüngling mit thränenvollen Augen; „schwörst Du mir bei Gott, in einigen Tagen uns nachzureisen?“

Schwester Angelika zitterte bei dieser Forderung des Genesenden und schaute den Doctor an mit einem Blick, welcher zu sagen schien: „Ich habe mich geopfert für Jhr's Kind, soll ich auch noch einen Meineid schwören?“ doch sie begegnete des Arztes gleichstehendem Blick, welcher deutlich sprach: „Sie haben ihm den Verstand wiedergegeben; nehmen Sie ihm nicht das Leben!“

Eine Minute lang blickten der Arzt und die Nonne einander ins Auge, eine lange, qualvolle Minute für Beide.

„Susanna!“ rief der junge Mann, auf dessen Stirn der Angschweiß perlte, „siehst Du — Du kannst nicht schwören!“

Mutter und Cousine näherten sich der Nonne und verzeigten ihr stumm's Flehen mit dem des Vaters.

Dieser, dicht zu Schwester Angelika tretend, seinen verzweiflungsvollen Blick in den ihren tauchend, flüsterte ihr zu: „Er würde an der Wahrheit sterben!“ und fügte dann laut hinzu: „Nicht wahr, Sie schwören, Susanna?“

„Wenn sie nicht schwört, reise ich nicht,“ sprach entschlossen Leo, sich auf dem Stuhle niederlassend, wo Schwester Angelika gewöhnlich zu sitzen pflegte.

„Sie schwört!“ rief der Arzt, seinen Sohn aufmerksam machend auf die Nonne, welche in der That, die beschwörenden Worte flüsternd, mit gefestem Haupt da stand, ein Bild der Ergebung und Demuth.

Der Engel der Vergebung schwebte in diesem Augenblick über ihrem Haupte.

Der Jüngling eilte zu ihr und nahm ihre Hände.

Sie gab sie ihm.

„Adieu! meine geliebte Susanna,“ sprach er schluchzend. „Lebe wohl für einige Tage — o, wie lang werden sie mir erscheinen!“

Er schlang seine Arme um ihren Hals.

Die Nonne ließ es geschehen.

Er küßte ihr sanft und zärtlich die Wangen.

Schwester Angelika entzog sich seinem Kuß nicht.

„Verzeihung!“ flüsterte Dr. Neuhaus der Nonne zu, irgend Etwas Schreckliches befürchtend aus dem Schweigen und der Unbeweglichkeit der Schwester.

Dann, seinen Sohn fast gewaltsam von seiner Ketterin losreisend, übergab er ihn seiner Mutter und seiner Cousine mit der leisen Bemerkung: „Führt ihn fort — ich folge Euch bald.“

Leo ward fortgeführt.

Der Arzt, welcher die Nonne nicht aus den Augen verloren, eilte jetzt auf sie zu, gerade im rechten Moment, denn sie wankte und wäre ohne seinen stützenden Arm auf den Marmorfußboden gesunken. Er empfing sie in seinen Armen und trug sie zu einem Sessel.

Sie war bleich und weiß, wie ihr Tuch, und gänzlich ohne Bewußtsein. Als sie durch die Bemühungen des Arztes dasselbe wieder erlangt, öffnete sie die Augen, sah sich im ganzen Gemach um und sagte: „Er ist fort!“

Es lag eine solche Fülle großer, unendlichen Schmerzes in diesen Worten, daß Dr. Neuhaus zitternd und andächtig vor der leidenden Dulderin niedersank.

Als Schwester Angelika ihre Geisteskräfte wieder gesammelt hatte und aufstand, um sich hinweg zu begeben, sah sie an ihrer Seite den Arzt knieend, wie vor einer Heiligen.

„Schwester,“ sprach er mit einer Stimme, welche zum Throne Gottes bringen mußte, „Schwester, ich ersuche Sie, en für Sie im Namen meiner Gattin und meines Sohnes; und darf ich Gott für ein langes Leben der Rechtschaffenheit und Pflichttreue um eine Gnade bitten, so ist es die: er möge Sie segnen und Ihnen vergeben!“

4.

Wenige Tage später finden wir die kleine Familie des deutschen Arztes unter Italiens zauberndem Himmel. Neapel — das auf die Erde gesunkene Stückchen Himmel, von dem der Stolz der Sicilianer mit gerechter Begeisterung sagt: Vedere Napoli, e poi morire — Neapel nahm die Reisenden auf, die leider nicht mit unbefangenen Gemüth sich dem Reiz der herrlichen Natur hingeben konnten. Denn Leo, bei Beginn der Reise aufgeregt und heiter, ward düster und schwächer mit jedem Tage.

„Wann kommt Susanna?“ fragte er unzählige Mal, und als 8 Tage in Neapel verstrichen waren seit der Ankunft der Familie, als Susanna nicht kam, und die Vermuthungen und Ausflüchte der Seimigen ihn nicht mehr trösteten und nicht mehr täuschten, bemächtigte sich anfänglich tiefe Melancholie, dann ein abermaliges hitziges Fieber des Jünglings.

Der trostlose Vater theilte seine Sorgfalt zwischen dem leidenden, doch bald genesenden Fürsten und dem theuren Sohn, dessen erneute Krankheit jede Hoffnung zu vernichten drohte.

Doch wunderbar — ob nun die Veränderung des Aufenthalts, ob der südliche Himmel die geschwächte Natur des Jünglings, trotz der erneuten Krankheit, oder vielmehr durch diese neu gekürt — er genas unter der Seinen aufopfernder Pflege.

Ein holdes, blühendes Gesicht hatte, da er lebend, sich über ihn gebeugt mit tröstendem Lächeln, eine melodische, liebedurchhauchte Stimme hatte ihm viel Herrliches erzählt von der schönen Welt draußen, von dem blauen Meer, dem Spiegel des Himmels; von den reizenden Willen und Palästen, von den Fischerbuben, die, im Nachen schauend, ihre glühenden Weinen in die Nacht hinein sangen, während über dem Krater des Vesuv die ewige Wolke schwebt; ein zarter Arm hatte seinen ersten, wankenden Schritt gestützt, da er das Krankenzimmer verließ — ein treues, liebliches Wesen war stets ihm nah, seine Kräfte und seinen Muth erhaltend, ein treudlicher Engel der Genesung — und dieses Wesen war — Leontine.

Was der Eltern Wunsch nicht vermocht, das that die heilende Krankheit im fernsten Lande, sie vereinte die zwei jugendlichen Herzen, und noch mehr — sie machte Leo's Herz zu Leontines ausschließlichem Eigenthum, denn die Nacht des Fiebers hatte in des jungen Mannes Seele das Bild der Vergangenheit fast bis auf die kleinste Spur verwischt. Die Krankheit war für ihn zum Verheerung geworden, welcher Glück und Leid früherer Tage in seinen Fluthen begrub, so daß selbst Susannens einst so geliebtes Bild kaum noch wie eine Märchengestalt aus der Kindheit daraus hervortraute.

Ohne Schmerz, ohne Erregung konnte er jetzt von den Seinen erzählen hören, daß Susanna gestorben, daß Schwester Angelika ihn gepflegt. Er hatte nur Augen und Gedanken für Leontine.

5.

Ungefähr ein Jahr nach diesen Ereignissen, fast am Jahrestage der Abreise der Familie Neuhaus nach Neapel, betrat eines schönen Sommerabends der Arzt mit seinem Sohn Leo und dessen Frau Leontine den jungfräulichen Wald, den wir als Garten des Krankenhauses kennen gelernt, um sogleich nach der Rückkehr, zuerst und vor Allen, Schwester Angelika zu begrüßen.

Dr. Neuhaus hatte die Nonne rufen lassen und trat unterdessen, von seinem Sohne und seiner Schwiegertochter gefolgt, in den uns bekannten Pavillon, und fand, wie bei seinem ersten Eintritt, Schwester Angelika wiederum knieend vor dem Betpult.

Diesmal jedoch hörte sie die Eintretenden nicht und wandte sich auch nicht um. — Wie sie so knieend betete, stumm und unbeweglich, schien sie das vollkommene Bild der Entsagung.

Als sie nach einigen Minuten sich aufrichtete, fuhr sie unwillkürlich zusammen, denn dicht neben ihr stand der Arzt, hinter diesem Leo und Leontine.

Auch der Arzt zitterte, er zitterte vor Entsetzen über die Verwüstung, welche das eine Jahr im Wesen der Schwester Angelika angerichtet.

Die Wangen der Nonne waren eingefallen und erdfahel, die Lippen farblos, die Augen erloschen und so tief eingelunken, daß man, wie an einem Todtenkopfe, fast nur die Höhlen sah.

Dr. Neuhaus sah sich um nach dem jungen Ehepaar, um auch ihre staunende Theilnahme an dieser traurigen Veränderung zu erforschen; doch keins von ihnen schien die Veränderung bemerkt zu haben, ja Leo, der bei des Vaters Schweigen sprechen zu müssen glaubte, ging auf die Schwester zu und sagte:

„Verzeihen Sie unsere Indiscretion, wir sind gekommen Schwester Angelika zu besuchen, die mich lange hier gepflegt in diesem Pavillon, und wollten sie hier erwarten.“

Leo erkannte sie nicht.

„Ich bin Schwester Angelika, mein Herr!“ sprach die Nonne mit so leisem Ton, daß er mehr einem Hauche gleich.

Leo ward betroffen, sie nicht erkannt zu haben, er dankte

ihre mit herzlicher Höflichkeit für ihre Bemühungen; die junge Frau vereinigte ihre Dankfugungen mit denen ihres Gatten, und nachdem sie diese Pflicht erfüllt, zogen die Glücklichen sich in den Garten zurück, Dr. Neuhaus allein lassend mit der Komme.
 Als die beiden jungen Leute sich entfernten, neigte der Arzt sich tief vor der barmherzigen Schwester und überreichte ihr einen Brief mit den Worten:
 „Der heilige Vater hat mich beauftragt, Ihnen dieses Handschreiben persönlich zu überbringen. Dem Segen, den er Ihnen spendet, füge meine Frau und ich unsere heißen Segenswünsche hinzu und stehen um Verzeihung für unsern Sohn.“

Die Schwester küßte fromm das Schreiben des Papstes und neigte das Haupt als Zeichen der Dankbarkeit.
 „Nun, meine Schwester,“ fuhr Dr. Neuhaus fort, „erlauben Sie mir noch zwei Fragen, deren Lösung ich allein nicht finde. Woher kommt — wenn Sie es nämlich wissen — die außerordentliche Aehnlichkeit des jungen Mädchens, Namens Susanne, mit Ihnen — und woher die augenfällige Veränderung Ihres Gesichts seit unserer Trennung?“
 „Susanne war meine Schwester,“ sprach Angelika mit trauriger Stimme; „die zweite Frage kann ich nicht beantworten!“ fügte sie hinzu, das Haupt neigend und in tiefes Nachdenken versinkend.

„Arme Frau!“ sagte der Arzt, indem zwei warme männliche Thränen über seine Wangen rollten; und während der Vater diese mitleidigen Worte sprach, drang das fröhliche Lachen des glücklichen Sohnes in den stillen Pavillon.
 Neuhaus fühlte sich von Schauer durchrieselt.
 Mit einer Art von Anbetung betrachtete er das opfermuthige erhabene Geschöpf, welches vor ihm stand, und dann, zur Thür hinaussehend nach seinem Sohn, welcher, zärtlich den Arm um den Hals seiner jungen Gattin gelegt, da's sprach er die schmerzlich bitteren Worte:
 „Hier brach ein Herz — für ihn — und er lacht!“
 [4001] P. B.



Original-Musik des Bazar.

Der Stern der Weihnacht.

Gedicht von Marie Harrer.

G. Eggers.

Gefallen.

Wenn des Schnees wei-ße Flo-ken we-ßen in der Lüf-te Raum
 Ja, ein Licht, ein win-der = ba = res schwebt um die Ge-burt des Herrn;

und mit sil-ber-wei-ßen Lo-ken schmü-cken den ent-laub-ten Baum; wenn ver-stummt der Bö-gel Lie-der, wenn der Blü-the
 grü-ßet uns am Schluß des Jah-res trö-stend, der Ver-hei-ßung Stern, der als gött-lich Gna-den-zei-chen un-ser Herz zum

Dußt er = fro: steigt ein Stern vom Him-mel nie-der, leuch-tend aus des Him-mels Thor.
 Him-mel zieht, und, daß Kin-der ihn er-rei-chen — als des Christ-baums Licht = chen glüht.

cresc.
cresc.
rallent.

mf
Scheint in prächt-i = ge Pa = lä = ste, in des Ar = men Käm = mer = lein — mah = nend: Schmückt das Herz zum Fe = ste; denn der
Wä = gen denn des Schne = es Flo = den wir = beln in der Lüf = te Raum — se = lig rei = ne Freu = den lo = den uns zum

cresc.

mf
Hei = land zie = het ein! Git = le Sün = der, stol = ze From = men — Chri = sti Ruf, er macht euch gleich: „Laßt die Kind = lein zu mir
hel = len Weihnachtsbaum; denn wir ha = ben ja ver = nom = men Chri = sti Ruf: Ich ja = ge euch: „

ten.

ten.

p
kom = men, ih = rer ist das Him = mel = reich! Laßt die Kind = lein zu mir kom = men, ih = rer ist das Him = mel =

mf

p
reich! —

(Schluß.)

p

rall. e calando

pp

[1004]

Der kleine Engel.

Und darf in dieser Welt des Bösen
Noch Jemand sein um Gottes Kund.
Kann uns Dein mildes Wort erlösen.
Nur Dein Gebet, Du reines Wesen,
Darf sich erbarmen fremder Schuld.
(Gebet für Alle v. Victor Hugo.)

„Kann ich heut auf die Gemeindefeld spielen gehn?“ fragte die kleine Cölestine, der Eltern Liebling, mit so süßer Stimme, daß man glaubte, die im Sonnenlicht wirbelnde Lerche singe zu hören; „ich bin heut den ganzen Tag ein artiges Kind gewesen; bitte, bitte, liebe Mutter, erlaube mir's doch,“ flehte sie wieder und immer wieder. „Fräulein Anna sagt, ich bin heut ein sehr artiges Kind gewesen, und sie sagt auch, daß frische Luft und Spiel mir gut thun werden. — Es giebt doch keinen Platz auf der Welt, wo ich so gern spiele, als unsere alte Gemeindefeld — da denk ich immer ich bin auf dem Lande, weil dort nicht so viel Häuser stehen, und weil man dort nichts sieht als Gras und Bäume und Wasser und den lieben blauen Himmel.“

„Und solch' kleine Singvögelchen, die in Menschenhäusern und Herzen nisten,“ ergänzte die Mutter mit einem inrigen Kuß auf die Stirn des holden Kindes. „Nun, so geh nur, aber spiele auch nicht zu lange und sei zum Mittagessen zurück.“

Fröhlich lief die Kleine nach Reifen, Ball und Hut, mit heller Stimme singend:

„Ach, daß auf der Wiese ich spielen mag —
Wie will ich artig sein Tag für Tag!“

Mit langsamen, gefesteten Schritten ging die Kleine die belebte Straße entlang, welche auf den Anger hinausführte, doch wie hüpfte und sprang sie, als sie das weiche Gras unter ihren Füßen fühlte, die grünen Bäume an ihrer Seite rauschen hörte, als sie in deren Kronen den goldenen Sonnenschein spielen, neckend durch die Zweige lauschen und über den frischen, grünen Rasen huschen sah. Wie war die kleine Cölestine so selig, die Glückseligkeit der Glücklichen, da sie, draußen, „auf dem Lande“ angekommen, das liebe Vögelchen plaudern hörte, das so lachend, so hüpfend wie sie selber über das Gras und in den Teich sprang. — Doch nein, dahin sprang Cölestine ihm

nicht nach, sondern begnügte sich damit, mit den Schmetterlingen um die Wette von Blume zu Blume zu fliegen, und mit den Vögeln wetteifernd, ihr fröhliches Lied zu erheben. Ihre Püßle klopfen höher, ihre Wangen glühen in höherem Roth, und aus dem strahlenden Auge leuchtete der Jubel einer nach Freiheit dürstenden Kinderseele. Ja, draußen auf der Wiese war Cölestine ein muntres, ausgelassenes, ein wildes Kind, hier sammelte sie in der Bewegung des Spieles Kräfte für spätere Lebensstage. Sie fing den bunten Reifen in der Luft, sie schlug Ball, sie machte Bekanntschaft mit den andern kleinen Mädchen, die auf dem Anger spielten, sie liebte ihnen ihren Reifen, während sie über das Seil sprang, sah den Knaben zu, die mit ihren Booten auf dem Teich umherfuhren, lächelte vergnügt, wenn Einer glücklich seine Seefahrt bestanden, und sprach ein tröstendes Wort zu dem, der vielleicht einen niederschlagenden Schiffsbruch erlitten. Sie spielte mit den kleinen Kindern, erheitete die müden Wärterinnen durch ein freundliches, herziges Wort, und entfernte sich dann, selbst ermüdet, von der lärmenden Gruppe.

„Ich will doch jetzt noch nicht nach Hause gehn,“ sagte sie, „erst muß ich mich abkühlen und ausruhen. Ach ja, ich will mir ein hübsches, schattiges Plätzchen suchen, mich niederlegen und ein wenig nachdenken. Mutter sagt, es ist kleinen Mädchen sehr gut, wenn sie nachdenken.“ Und so ging sie, sich ein stilles Plätzchen zum Nachdenken zu suchen.

Doch plötzlich blieb sie stehen; das Roth der Freude starb auf ihren Wangen, wie das fröhliche Lied ihrer Kehle. Hier auf dem Rasen, wo die Sommer Sonne ihre volle Gluth herabgoß, lag ein Mann in der Blüthe des Lebens, doch dem Anschein nach im Schlummer des Todes befangen, das Gesicht nach oben gekehrt. Seine Kleider waren besetzt und zerissen, neben ihm lag ein zerdrückter Hut, und seine rechte Hand hielt eine zerbrochene Flasche und ein fleckiges Papier gefast.

„Der arme kranke Mann,“ sprach das verwunderte mit-leidige Kind, „schläft hier in der heißen Sonne. Wie würde seine Familie betrübt sein, wenn sie wüßte, wo er läge. Er hat gewiß zum Doctor gehen wollen, weil er eine Flasche und Papier in der Hand hat, und war nur zu schwach, bis hin zu kommen. — Der arme kranke Mann! Könnte ich ihn doch gesund machen!“

Eine Weile sah sie ihn an, näherte sich ihm dann zö-

gernd, und nahm an seiner Seite Platz. Mit ihrem Taschentuch trocknete sie ihm die Schweißtropfen von seiner Stirn und wehte ihm Luft zu, wie einem Kranken oder sterbenden Freunde. Thränen strömten über die Wangen, und mit leiser, schluchzender Stimme beklagte sie des Armen traurige Verlassenheit. „Ob er nur Frau und Kinder haben mag?“ dachte sie — „wenn sie wüßten, wie krank er ist —“ und schnell wünschte sie, er möge erwachen, und ihr den Aufenthalt der Seinen sagen, damit sie gehen könne und sie holen.

Lange saß sie an der Seite des Bewußtlosen, eine geduldige, nachdenkliche Wächterin. Nur einmal machte sie eine Pause in dem Samariterwerk ihm Luft zuzufächeln — und zwar nur um ihre kleinen Hände zu falten, wie es sie gelehrt worden, und ein kindliches Gebet zu sprechen für den armen Kranken; dieses Gebet! — Die Engel ließen ihre Harfen schweigen, diesem Gebet zu lauschen, dem Gebet der Unschuld für das Heil des Sünder's.

Endlich rührte sich der Kranke und zeigte durch sein unruhiges Umherwerfen, daß er erwacht sei.

„Armer Mann!“ sagte die Kleine, „Du wirst steif und krank werden, wenn Du so lange in der Sonne und auf der bloßen Erde liegst; es hat vergangene Nacht geregnet. Es thut mir sehr leid um Dich, armer Mann!“

Der Betäubte murmelte einige Worte unverständlich zwischen den Zähnen. Cölestine legte ihre weiche zarte Wange dicht an das geröthete Gesicht des Mannes, die Worte zu verstehen, welche auch nach und nach etwas deutlicher und mit steigendem Ton ausgesprochen wurden.

„Nur noch ein Glas, noch ein Glas, nur noch ein Glas — sonst sterbe ich, geht her, geht, nur noch ein Glas.“

„Er bittet um Wasser,“ schluchzte das Kind, indem es sich von der Seite des Mannes erhob. „Er denkt, sie wollen's ihm nicht geben — ach, wenn ich ihm nur Wasser reichen könnte! es ist so traurig, zu dursten und kein Wasser zu haben.“ — Hier fiel ihr Blick auf die zerbrochene Flasche — und ein glücklicher Gedanke slog ihr durch den Sinn. Sie löste behutsam aus seiner Hand das dunkelgrüne Glas und eilte damit zum Bach. „Es hält doch wenigstens etwas, und etwas ist besser wie nichts,“ sprach sie zu sich selbst, da sie die Flasche eintauchte, und den kühlenden belebenden Trank zu dem Schlafenden trug. Sie goß einige Tropfen auf seine trocknen Lippen und wusch ihm dann Stirn und Schläfe. Das

Wasser, dieser erquickende Thau der Gottes- und Menschenliebe, drang durch seine Poren bis zur Tiefe seiner Seele und bannte die Bekäubung, in der seine Sinne gefangen lagen. Er öffnete die schweren Augenlider und blickte erst gleichgültig, dann verwundert um sich.

„Fühlst Du Dich etwas besser?“ fragte das kleine Mädchen in Tönen so mild und weich, wie das Wiegenlied einer Mutter. „Fühlst Du Dich besser? Ich bin so besorgt um Dich!“

„Ja, besser, besser,“ murmelte der Erwachte, „ich fühle mich besser. Aber wo bin ich? Was bin ich? Ich lag in der Hölle, ein Teufel trat mich unter die Füße, und ich erwachte im Himmel, wo ein Engel über mir wacht. Bist Du nicht ein Engel? Bin ich nicht im Himmel?“ und frampfhaft sagte er ihre Hand.

„Sprich doch nicht so häßliche Dinge,“ entgegnete Cölestine, „Du erschreckst mich. Ich bin kein Engel, noch bist Du im Himmel, Du bist hier auf der Gemeindegasse, ich fand Dich in der Sonne schlafend, Herr, und dachte, es könnte Dir schaden. So blieb ich denn hier und hatte Acht auf Dich. — Aber ich bin nur ein kleines Mädchen. Willst Du vielleicht mehr Wasser haben?“ fragte sie, und hielt die sonst anderer Bestimmung dienende, jetzt zerbrochene Flasche an die Lippen des Kranken.

„Wasser! Wasser! ja gib mir davon. Wasser aus eines Engels Hand wird meine Seele retten,“ und er trank, richtete sich auf, und die Kleine setzte sich neben ihn.

„Kleiner Engel,“ sprach er, „noch ist Hoffnung für mich, noch bin ich nicht ganz verloren, der Himmel sandte Dich mir; sei gegnet, schöner, milder Engel.“

„Aber ich bin ja kein Engel!“ behauptete Cölestine, „ich bin nichts als ein kleines Mädchen. Fühle nur meine Hand; das könntest Du nicht, wenn ich ein Engel wäre, und ich habe ja auch keine Flügel.“

Doch der Genesende sprach immer wieder: „Engel! Engel!“ legte sein Haupt in ihren Schooß und weinte.

„Armer Mann,“ sprach die Kleine, indem sie abermals seine heißen Schläfe mit Wasser kühlte, „es thut mir sehr leid um Dich. Hast Du kein Haus wo Deine Frau und Deine Kinder wohnen?“

Der Angeredete gab keine Antwort, sondern schluchzte nur noch lauter.

Endlich richtete er sich auf, sah dem Kinde ins Antlitz, und fragte: „Engel, kannst Du beten?“

„O ja, Herr, das kann ich. Ich betete für Dich, da Du schliefst.“

„Bete noch einmal, bete laut, daß ich es höre!“

Und Cölestine kniete an seiner Seite, faltete die Hände und betete laut: „Vater unser, der Du bist im Himmel!“

Als sie geendet, legte der Kranke sein Haupt wieder in ihren Schooß und weinte.

„Soll ich nicht gehen und Deine Frau und Kinder rufen, guter Mann?“ fragte Cölestine, „es ist schon nah an Mittag, und ich muß bald nach Hause.“

„So nimm mich mit zu ihnen, kleiner Engel,“ antwortete er, stand auf, ergriff Cölestines Hand und führte sie fort von dem schönen grünen Platz durch viele enge Straßen in eine dunkle, dumpfige Kellerwohnung.

Ein bleiches, abgemagertes Weib mit einem elenden Säugling auf dem Schooß sah auf dem einzigen Stuhl des Gemaches am Fenster und nähte so rasch als ihre Finger nur fliegen konnten. Auf einem Strohlager in der Ecke warfen zwei andre Kleinen in Fieberphantasien sich umher, während ein Knabe in Cölestines Alter mit jammernder Stimme nach Brod schrie.

„Gott sei Dank, daß Du endlich kommst, Wilhelm!“ sprach die Frau bei dem Eintritt der Beiden.

„Gott sei Dank, daß ich zurückgeführt worden bin,“ antwortete der Mann mit bewegter Stimme, „und hier ist der kleine Engel, der mich zurückgeführt hat, der mich gerettet hat. Danke ihr, Marie, danke ihr!“ und er führte die verwirrte Cölestine zu dem Sitz der erstaunten Frau.

„Ich bin kein Engel,“ wiederholte Cölestine, „ich bin nur ein kleines Mädchen. Ich sah ihn krank und schwach in der Sonne schlafend liegen, und fächelte ihm Luft zu und brachte ihm Wasser und sorgte für ihn, so gut ich konnte. Wart Ihr nicht bekümmert um ihn, daß er, der Kranke, so lange wegblicke?“

„Ja — ich war krank, sehr krank,“ sprach der Mann. „Wenn Dich die Leute fragen, was mir fehlte, so sage ihnen, ich war sünden-frank, sünden-frank — hörst Du? Nun geh zurück in Deine Heimath, in Deinen Himmel, schöner Engel — Du hast mich gerettet, hast mich geheilt.“

Mit fliegenden Schritten eilte Cölestine nach ihrer Eltern Hause, wo eben ihr Vater die Treppe herabkam, die Kleine zu suchen.

„Vater, Vater!“ rief sie, „komm ins Haus, ich muß Dir etwas sagen,“ und ohne die mancherlei Fragen der besorgten Eltern über ihr langes Ausbleiben zu beachten, erzählte sie, was sie erlebt.

„O Vater, Mutter, Ihr hättet nur sehen sollen, wo er wohnt, der arme kranke Mann. Unten im Keller, denkt nur, ein kranker Mann im dumpfen Keller, und nichts war da als ein Strohbett, und darauf lagen zwei kranke Kinder; ein kleiner Junge schrie um etwas zu essen, und das ganz kleine Kind sah auch so elend aus, so verhungert! — Ach und die arme kranke, blasse Frau — und nur einen Stuhl hatten sie — die armen Leute! — Durchaus wollte der Mann, ich sollte ein kleiner Engel sein und sagte es auch seiner Frau. Aber ich sagte es ihm und ihr, daß ich kein Engel, daß ich nur ein kleines Mädchen bin, und da küßte sie mich wieder und immer wieder, und nannte mich doch ihren kleinen Engel. Seh ich denn aus wie ein Engel, Mutter? Laß doch sehen,“ und sie lief zum Spiegel. „Ei nicht doch — ich sehe grade nur aus wie das, was ich bin, wie ein kleines Mädchen. Warum nennen sie mich denn einen kleinen Engel? Weißt Du's nicht, Vater? Du nicht, Mutter?“

Doch die Eltern schlossen das Kind in die Arme und stüßerten: „Kleiner Engel!“

ber das Bild lange und ernst betrachtet. „Man kann dieses Bild nicht ohne Rührung ansehen.“

„Es ist ein Portrait.“

„Darf ich fragen, wessen Portrait?“ fragte er, nach dem Hausherrn sich umsehend, dem die hellen Thränen über die Wangen rollten.

„Das ist der kleine Engel!“ sprach ein blühender, blauäugiger Knabe, der an des Gastes Seite stand. „Papa nennt das kleine Mädchen immer so.“

„Und mit Recht nenn ich es so,“ sprach der Vater ernst. Das Mädchen war mein Engel, der Engel, der mich wieder zum Menschen machte, Deine Mutter zur glücklichen Frau, und Dich, den schwächlichen, kranken Knaben, zum glücklichen, frohen Kinde. Ja, Cölestine war ein Engel auf der Erde und ist es jetzt im Himmel!“ [3060]

Komm wieder!

Es ist ein Wort — dieses „Komm wieder!“ — das unsere Zunge aussprechen lernt, wenn sie nur erst fallen kann, ein Wort, das schon die verlangenden Arme des Säuglings mit rührender Verehrtheit der sich entfernenden Mutter nachrufen.

Durch alle Stadien unseres Lebens rufen wir, hören wir dieses „Komm wieder“; es ist der Gruß, den wir jedem geliebten Wesen, das von uns scheidet, mitgeben, es ist der Wunsch, welcher jede enteilende Freude begleitet, den wir so gern hören, wenn trauete Lippen ihn uns nachrufen.

„Komm wieder!“ tönt von den Lippen der Eltern und Geschwister, wenn der Jüngling das Vaterhaus verläßt und in die Welt unter fremde Menschen geht, um sich für seinen Beruf auszubilden. Er kommt wieder, aber er ist derselbe nicht mehr. In seine Seele neben die Bilder der Seinen hat die Welt sich gedrängt, seine Knabenentschlüsse sind zu Thaten und ernstern Bestrebungen geworden, und er bringt in die Heimath einen geprägten Muth, eine gefurchte Stirn, ein gereiztes Herz mit. Und findet er die Heimath wie er sie verließ? O, nein. — Die Häupter der Eltern sind ergraut, die Schwestern und Brüder, die er klein verließ, theils erwachsen, theils schon fern, wie er gewesen, der Nußbaum vor der Thür, den er gezogen, beschattet schon das Bänkechen, auf dem er mit den Schwestern oft gesessen und den forschenden Mäthern erzählt. Regen und Wetter haben die hellgrünen Mauern des Häuschens abgepflüht oder verdunkelt, das neue rothe Ziegeldach, an dem der Knabe seine Freude hatte, sieht ernst und gealtert auf den Heimkehrenden, der, selbst gealtert, doch im Stillen dem Vaterhaus den Vorwurf macht: „wie klein ist es, wie düster, das ist nicht mehr dasselbe freundliche Haus, welches mir beim Scheiden heiter zuwinkte. Komm wieder!“

Das Mädchen verläßt das elterliche Haus, das stattliche Herrenhaus, das von Wald und grünenden Feldern bekränzt, in weiter, freier Landschaft liegt, wo das Kind frühlich und zwanglos aufwuchs, mit den Vögeln um die Wette singend, und harmlos glücklich wie sie. Aber das Mädchen muß fort, sie muß nach der Residenz, daß ihre Erziehung vollendet werde, dem Eltern, Pfarer und Gouvernante können ihr doch das nicht geben, was man „großstädtische Tournüre“ nennt. Manches Auge trübt sich, da das muntere kleine Fräulein scheidet, und besonders sind es die Augen ihres jungen Geistespielen, deren feuchter Schimmer das leise Flehen des Mundeos unterstützt: „Komm bald wieder!“

Sie kommt wieder, aber ihr einstiges Ich ist wohl zurückgeblieben in der großen Stadt, oder eingekerkert, wie ihre Gestalt, in den umfangreichen Meivock. Sie kann wohl auch noch frühlich sein, aber es ist nicht mehr die harmlose unmittelbare Freude am Dasein, das vornehme Fräulein bedarf schon großartiger Vorbereitungen, um sich zu amüsiren. Den warmen Blick des einstigen Spielgenossen versteht sie nicht; gelangweilt sitzt sie neben ihm, er weiß ja nicht so ergötzlich zu unterhalten, wie die jungen Gardeofficiere der Hauptstadt. — Armer Jüngling; es kann nicht anders sein. — Selten, sehr selten geht der fromme Wunsch: „Komm wieder“ in Erfüllung.

Wenn wir scheiden von dem, was wir liebten, was wir besaßen, so, wie wir es verließen, kehrt es niemals wieder; jeder Augenblick thut etwas hinzu oder nimmt etwas hinweg; die Zeit, die unermüdlige Malerin, arbeitet mit feinen, scheinbar unbemerkbaren Pinselstrichen an dem innern und äußeren Bilde Derer, die wir verlassen, sie arbeitet an unserm eignen Bilde, und wenn wir wiederkommen, oder die Ersehnten wiederkommen sehn, sind sie und wir Andre geworden.

„Komm wieder!“ ruft unser Herz dem scheidenden Frühling zu — und er kommt wieder, denn die Natur ist treu, ist immer dieselbe. Freilich sind die Blüten, die der fröhliche Frühling bringt, nicht dieselben, die wir weck vom Stiel abfallen sahen, sondern es sind frische Blütenkinder des alten Stammes, geboren von der nimmer endenden Triebkraft der mütterlichen Erde.

Alles Einzelne, jedes Individuum auf Erden, ist nur einmal da, und kommt nicht wieder. Die Lieben, die der Tod uns nahm, kommen nicht wieder, so wenig als die Rose, die wir von des Sturmes Gewalt knicken sehen, doch — die Natur duldet keinen leeren Raum; wie neben den geknickten Blüten der Keim der neuen sich bildet, so drängen an die verödeten Stellen des Herzens sich neue Gestalten, und erhalten ihm, wenn es selbst sich dagegen nicht auflehnt, das Gefühl des Lebens, des Verbundenseins mit Welt und Menschen.

Es steht in unserer Macht, durch ein inniges: „Komm wieder“ unsere Lieben, unsere Freunde zu uns zu rufen, und bleiben auch sie, bleiben wir auch nicht dieselben, können wir doch uns des Wiedersehens freuen; unre theuren Todten kann die Erinnerung uns zurückbringen, aber was keine Macht im Himmel und auf Erden, kein Seufzen, kein Bangen uns zurückbringen kann, das sind: verlorene Stunden!

Wer auf ein vergeubetes Leben zurücksieht, wer bei dem Rückblick keine Stelle findet, auf der sein Gedanke mit Befriedigung weilen kann, keine Stunde, die er zum Wohle oder zur Freude Anderer, zu eigener Fortbildung angewendet; in dessen Seele mag wohl zuweilen der Ruf erklingen: „Komm

wieder, ihr Tage meiner Jugend, ich will Euch besser nutzen jetzt, da ich weiß, was das Leben fordert!“

Die Jugend kommt nicht wieder, und vergeblich ist jeder Ruf nach der verlorenen.

Auch ruft ein kräftiges Herz sie nicht zurück; denn es bedarf ihrer nicht. Gute Entschlüsse, weise Vorsätze, ausdauernde Arbeit vermögen dem in der Zeit der Saat vernachlässigten Felde der Menschenseele noch gute Früchte zu entlocken, und Neue ist die scharfe Flugschar, die den verhärteten Boden für die Aufnahme des Guten lockert.

Die Jugend kommt nicht wieder, darum genießt sie; die Freuden, die nur ihr angebören, sind in keinem späteren Lebensalter nachzuholen, und eine glückliche Jugend kräftigt den Menschen für das ganze Leben. Unschuldige Freude ist ein schöner Gottesdienst, und ihr warmer, belebender Einfluß reicht noch weit hinaus auf die kühleren Höhen des Daseins, denn Erinnerung ist die Zauberin, welche mit ihrem: „Komm wieder!“ auch vergangene glückliche Stunden unserm Herzen zurückgiebt. [4000]

M. Harrer.

Heimathsglockenklang.

Spätglockenklang! Spätglockenklang!
Wie mahnt du süß, wie mahnt du bang
An Jugendzeit, an's Heimathsthal,
Da ich dich hörte zum letzten Mal.

Die schönen Stunden sind entflohn;
Manch frühlich Herze ruht wohl schon
Im feuchten Grab und hört schon lang
Nicht mehr auf dich, Spätglockenklang.

Und wenn auch ich gestorben bin —
Dein süßer Ton klingt immerhin —
Dann singen Andre dir den Dank
Den ich dir sang, Spätglockenklang!

[3999] Nach Thomas Moore von Georg Perz.

Zwiger Genz.

Schon wieder sind entlaubt die Bäume,
Vor meinem Auge spielen Flocken,
Und bei dem Klang der Sonntagsglocken
Lehn' ich am Fenster stumm und träume.

Nicht von gestern nur zu heute,
Daß Rose und Hollunder blühen,
Die Pfirsiche im Laube glühen,
Und ich des kühlen Bads mich freute?

Berschwunden ach, was kaum begonnen,
Bervvelket schon, was kaum begonnen,
Bis wieder neue Blüten sprossen
Im goldnen Strahl der Frühlingssonnen.

So flieht das Leben sonder Weise;
Wir aber schauen voll Erwarten
Hinüber nach dem großen Garten,
Wo Alles blühet ohne Eile.

[3063] H. Neumann.



Mouffrende Limonade.

Man drückt den Saft von 12 Citronen aus und läßt ihn mit 2 Pfund feinstem Zucker kochen. Diesen Syrup füllt man in Flaschen, proßt diese gut zu und verwahrt sie an einem kühlen Ort. Will man Limonade bereiten, so thut man zwei Eßlöffel dieses Saftes in ein Glas mit frischem Wasser, fügt noch 5 Quentchen kohlensaures Soda hinzu und trinkt die Limonade sogleich.

Aepfelwasser.

Man schneidet zwei große Borsdorfer Aepfel mit der Schale in feine Scheiben, gießt 2 Quart kochendes Wasser darüber, läßt es ungefähr eine Stunde darauf stehen, gießt es dann durch und verfährt es mit Zucker. Es kann sowohl kalt als warm getrunken werden, und ist warm besonders Solchen, die an Catarrh oder Grippe leiden, zu empfehlen.

Ein angenehmes Getränk

für Personen, die an Heiserkeit leiden, deren Hals oder Mund in etwas entzündetem Zustande, ist die sogenannte Sibirer Milch (lait de poule), welche besänftigend wirkt, durch ihre Wärme wohlthätige Transpiration hervorbringt und leicht zu verdauen ist. Ihre Bereitung geschieht auf folgende einfache Weise: Man nimmt ein Eiweiß, gießt tropfenweise unter beständigem Rühren ein Glas heißes Wasser hinzu und macht das Getränk dann schmackhaft durch die entsprechende Menge Zucker und etwas Orangenhülsenwasser. Frische des Gies und gutes Schlagschlags sind Hauptbedingungen bei Bereitung der Sibirermilch, denn die Veräummung des Letzteren würde veranlassen, daß von dem Ei sich Faern bilden.

Sole oder Scholle auf französische Art.

Man nimmt einen frischen, fleischigen Fisch der genannten Art, spießt ihn mit Speck, belegt ihn mit Trüffelstücken und läßt ihn mit Provencöl, Weißwein und etwas Muscatnuß im Bratofen braten. Kurz vor dem Auftragen tröpelt man etwas Citronensaft darauf.

Salat à la Rossini.

Gute Trüffel werden in feine Scheibchen geschnitten. Dann wird gutes Provencöl, feiner Meißel, Essig, Pfeffer und Salz in den Salatnapf gethan und Alles zusammen so lange geschlagen, bis es sich vollkommen vermischt. Hierauf thut man die Trüffel dazu, eine Spitze feinen Knoblauch und zwei klar gemachte Eiweiße und rührt den Salat nochmals behutlich durcheinander, bis Alles wohl vermischt ist.

Im Wohnzimmer des Mechanikers Herrn Wilhelm M. hängt ein schönes Gemälde, ein betendes Kind vorstellend, das, auf armenem Knien, mit gefalteten Händen zum Himmel blickt.

„Ist dies ein Portrait?“ fragte ein Freund des Hauses,

Stockfisch mit brauner Butter.

Die Butter zu dem gekochten Stockfisch wird folgendermaßen zubereitet: Man macht ein Stück Butter braun, thut etwas Mehl und geistigen Zucker hinein, läßt darin einige in Scheiben geschnittene Zwiebeln schön gelb werden, gießt einen Löffel guten Essig hinzu, läßt Alles noch einmal zusammen aufkochen und gießt die Sauce über den mit gebratener Petersilie garnirten Stockfisch.

Apfel mit Reis.

Ein Viertelfund guten Reis läßt man in Milch so lange kochen, bis die Körner bersten, und thut ihn dann in eine mit Butter ausgestrichene Form. Unterdessen hat man 6 Reinetten geschält und das Kerngehäuse herausgehoben, die Äpfel mit Citronenschale gerieben und in die Höhlung jedes Apfels ein Stückchen frische Butter gethan. Die so zubereiteten Äpfel drückt man bis auf 2/3 ihrer Höhe in den Reis und läßt die Speise im erhitzen Ofen, doch ohne Feuer, backen. Sind die Äpfel weich und von schöner Farbe, so ersetzt man die jetzt zerichmolzene Butter durch ein Stückchen Quitten- oder Kirschgelse. Dieses Gericht wird warm gegessen.



Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's.

In Deinen frühlichen Tagen Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!

Nicht an die Güter hänge Dein Herz, Die das Leben vergänglich sieren! Wer besitzt, der lerne verlieren; Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Man findet wenig Undantbare, so lange man im Stande ist, wohl zu thun.

Und lernen loben in Gesellschaft wir, Ist Einigkeit es, die uns sterben lehrt.

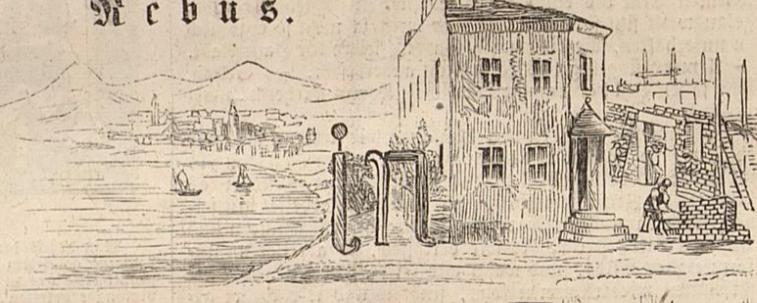
Wo Stetigkeit und Punctsücht anfängt, hört der innere Werth auf.

Damit Du nichts entbehrest, war Cato's weise Lehre: Entbehre!

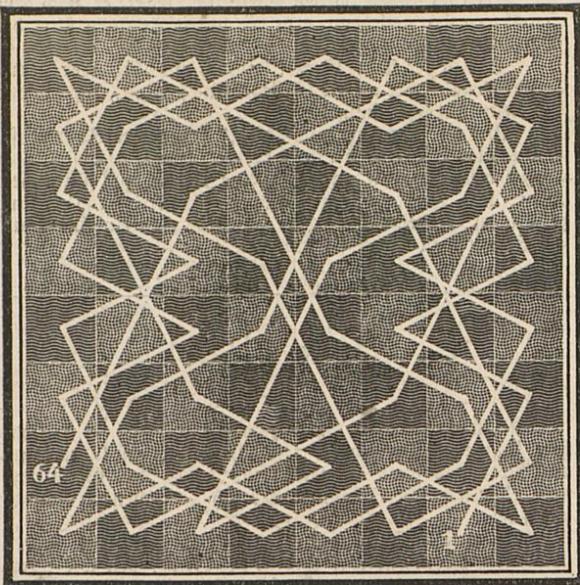
O selige Erinnerung! du machst die vergänglichsten Freuden unsterblich; ihr schöner ewiger Nachklang strömt aus dir. Wenn der Herbstwind der nahenden Vernichtung durch die Krone des Menschen bläst und die welken Blätter herabstößt; wenn uns die Liebe scheidet, die Freundschaft nicht mehr wohlthut, so führt du den Verbannten freundlich zu deinem labenden Hügel, zu der Rosenhecke der Vorzeit, zu den edelsten seiner Blüten, und er pflückt an theuern Gräbern das lieblichste Bergäusmeinnicht.

Die wahre Freude wandelt auf der Erde wie die wahre Weisheit, von Wenigen gesehen und von der Masse begleitet.

Ohne Dornen blüht kein Kranz auf Erden, Zu vermählt sich der Bein, Und von tausend Freuden, die uns werden, Ist vielleicht kaum eine — rein.



Schlüssel zur Auflösung der Räthsel = Aufgabe in Nr. 45.



Auflösung der Charade in Nr. 45. „Heuschrecken“.

Auflösung der Räthsel = Aufgabe in Nr. 45.

Recht und Unrecht.

Milde ist gerechte Stärke, Und zum größten aller Werke Hat sie harten Zwang nicht nöthig. Doch die Macht aus Unrecht stehend Ist, vor ihrer Zukunft bebend, In Gewalt beständig thätig, Und so raubt sie ohne Ermüden Friedlos aller Welt den Frieden.

H. Neumann.

Räthsel = Aufgabe

Table with 7 columns and 7 rows of letters for a word puzzle. The letters are: gen, weh, peln, brav, der, ren?, sollst, der; lie, sten, Ei, ren, pfen, dem, vor, Den; ver, lie, tām, sollst, klar, Ber, mon, Dich; Mann, zu, ihm, um, der, zu, sü, noch; be, be, list, ver, Du, strif, wahr, Da; der, Der, nur, Die, Herz, fen, Herz, ten; Du, be, sten, vor, Auch, mehr, das, Dein; ke, je, Wen, Doch, Frau, Gut, kann, Dein.



Die Erste ist weiß und blank und fein, Doch muß sie sterben im Sonnenschein. Die Erste ist kalt, doch die Zweite nicht, Denn „Wärmen“ ist deren Beruf und Pflicht. Ist die Zweite nicht warm und die Erste nicht kalt, Ist diese — todt, und jene — zu alt? O nein, das wäre Verläumdung doch, Auch wenn sie alt, kann sie wärmen noch; War sie von Anfang nur fest und dicht, Verlernt sie so leicht das Wärmen nicht. Die Zweite ist gar ein wichtiges Ding, Drum achte es nimmer im Leben gering. Ob es fein, ob es grob, ob ganz es sei, Ob zerrissen, das ist nicht einerlei; Denn die Welt, die stets nur den Schein verehrt, Sie mißt nach der Zweiten des Menschen Werth. Das Ganze — o Weh, o Leid, o Graus, Das ist ein gar unbequemes Haus, Es schafft auf d. m. weitesten Raum Gedräng, Macht mürrisch die Männer, die Stuben eng, Es ist eine Fessel — wir wissen's — doch Wir fügen uns lachend in's eiserne Joch, Und flehen nur still an der Mode Ehron: „O Gbittin, befreie uns bald davon!“

[4003]

M. Jarrer.



Grn. B. in B. Nr. 41 wird Ihnen gesagt haben, daß Sie irren. Grn. S. K. in K. Wir können von Ihrer gütigen Sendung keinen Gebrauch machen. Fr. Pauline K. in S. Die von Ihnen gewünschte Gbiffre wird so bald als möglich erscheinen. Fr. G. W. in L. Der von Ihnen begehrte Gegenstand ist ein solcher, dem wir in den nächsten Nummern des Bazar teinen Platz einräumen können. Fr. L. F. in M. Den Schnitt zu einer Piqué-Pelerine für Mädchen finden Sie auf dem Supplement der Nr. 26. Schnittmuster zu drei verschiedenen Vorgehen auf demselben Supplement, und Muster zu offenen Aermeln (Aermelvolants) u. A. in Nr. 28 des Bazar. Außer dieser Nummer bietet indeß noch jede andere, den Handarbeiten gewidmete Nummer Befund für diesen Zweck. Fr. Albertine v. B. Wir werden Sorge tragen, daß der von Ihnen gewünschte Name bald erscheine. Fr. M. B. A. in S. Wir müssen die Gewährung Ihrer Wünsche zu unserem Bedauern bis zu Anfang des neuen Jahres verschieben. Grn. Otto S. in K. Wir können das, was Sie in so reichem Maße uns darbieten, nicht anwenden, da wir auf lange Zeit mit Stoff versehen sind. Fr. v. S. in O. Das Rothblau ist allerdings eine sehr moderne Farbe, doch außer diesem kommen auch zwei andere neue Farben sehr bedeutend zur Geltung, an Stoffen sowohl, als auch an Hut- und sonntigen Garnituren. Diese beiden Farben sind das sogenannte S a n a n a b r a u n (hellbraun) und G r ü n s p a n g r ü n, dessen bläulicher Schimmer es vorzüglich wohlthendend für blonde Damen macht. Fr. Gräfin O. in L. Sie können keinen dünnereiten Besatz zu einer Seidenrobe wählen, als schottischen Sammet. Am beliebtesten ist der sogenannte Walter-Scott-Sammet, d. h. der Sammet in den Farben blau, schwarz und grün. Zu Burnous, nicht nur zum Besatz desselben, ist dieser letztgenannte Sammet ebenfalls sehr beliebt. Fr. A. S. in M. Weiße Füllleider sind zur Ballsolette noch unverändert in Gumm. Vorzüglich liebt man jetzt zu deren Verzierung Rücken desselben Stoffes. — In dem Trouseau der kürzlich vermählten jungen Gräfin Malatoff, geborenen Gräfin Paniega, befindet sich 3. B. ein weißes Füllkleid mit drei Köden, garnirt mit ungemein vollen und bauschigen Klümpchen, an denen die Ränder der Füllstreifen mit ganz schmalen schwarzen Spitzen besetzt sind. Die drei Köde sind mit Rosenbouquets aufgenommen. Eine lange Schleife von weißem Taffet, mit rothem Sammet eingefast, zielt die Stelle, wo das letzte Bouquet an das Unterkleid befestigt ist. Das ausgechnittene Weibchen ist mit weißem gefalteten Taffet, rothem Sammet und denselben Klümpchen (jedoch im kleinen Maßstabe) garnirt, welche den Kopf sieren, und denen man die ziemlich treffende Bezeichnung herissons (Zigel) gegeben hat. Fr. J. v. K. in H. Reitercorsets können Sie erhalten in der Corsetfabrik von S. Viffer in Berlin, Jägerstr. 42. Fr. v. W. in S. Es scheint, Sie sind nicht die Einzige, welche die mit Stahlreifen versehenen Filtröde noch zu wenig umfänglich findet, denn in Paris hat man bereits, um die Peripherie jener Köde zu vergrößern, dieselben von oben bis unten terrassenförmig mit Filtrvolants besetzt, welche durch die in ihre äußeren Wäschtouren geschobenen Stahlreifen abstechend erhalten werden. Grn. J. W. in Cincinnati. Es sind bereits Schritte gethan, um, wo möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Fr. S. K. in W. Fr. Alwine K. in Z., Fr. Natalie L. in W. Die gewünschten Gbiffren und Namen werden so bald als möglich erscheinen. Fr. M. S. in Königsberg. Die nächsten Nummern sind schon vollständig vorbereitet; in einer späteren Nummer soll Ihr Wunsch gern Erfüllung finden.

Zur Nachricht.

Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, welche die einzelnen Nummern des Bazar (Jahrgang 1857 oder 1858) zu „Einem Bande“ vereinigen möchten, um denselben in fester Gestalt als ein geschlossenes Werk zu besitzen, bemerken wir, daß Herr J. Bachmann in Berlin, Holzgartenstraße 4, elegante Beckel in engl. Leinen mit Blind- und Golddruck in Vorrath angefertigt hat, welche zu dem im Verhältniß der Ausstattung billigen Preise von 20 Sgr. zu haben sind, und von Nicht-Berlinern durch Vermittelung der resp. Buchhandlungen bezogen werden können.